

ST. VITHER ZEITUNG

Die St Vither Zeitung erscheint dreimal wöchentlich und zwar dienstags, donnerstags und samstags mit den Beilagen „Sport und Spiel“, „Frau und Familie“ und „Der praktische I dwirt“

TELEFON

Nr 28103

Druck und Verlag: M. Doeppen Beretz, St. Vith Hauptstraße 51 u. d. Malmeyer Straße 19, Handelsregister Verviers 2925, Postscheck-Konto Nummer 589 95, Einzelnummer 2 Francs

St. Vith, Dienstag, den 25. Februar 1964

10. Jahrgang

Nummer 22

Mißglücktes Attentat gegen Präsident Inonu

Der Ministerpräsident unverletzt

Ankara. Gegen den türkischen Ministerpräsidenten, Inonu, ist ein Attentat verübt worden.

Das Attentat wurde um 11.50 Uhr (Ortszeit) verübt, als er die Ministerpräsidentenschaft verließ, um sich in den Senat zu begeben. Der Attentäter Mesut Suna, gab insgesamt 5 Schüsse auf Ismet Inonu ab, als dieser seinen Wagen bestieg. Der Ministerpräsident blieb durch einen Zufall unverletzt. Der Chauffeur fuhr mit größter Eile davon als der Regierungschef eingestiegen war. Der Attentäter konnte sofort verhaftet werden, mußte aber vor der erregten Menge, die ihn lynchen wollte, von der Polizei geschützt werden.

„Ich hatte seit der Revolution vom 27. Mai die Absicht, den Ministerpräsidenten zu ermorden und hatte mich entsprechend vorbereitet“, erklärte Mesut Suna gleich nach seiner Verhaftung. Er wurde sofort in die nächste Polizeiwache gebracht, wo das Verhör zur Zeit fortgesetzt wird. Der 38jährige Attentäter, der Elektriker und Werkmeister in einer Fabrik der Sumerbank in Kayseri ist, hatte vor acht Tagen einen Krankheitsurlaub erhalten und war gestern in Ankara eingetroffen wo er in einem kleinen Hotel abgestiegen war. Suna, der im Jahre 1925 in Sukrowa in der Provinz Kayseri, geboren ist, ist verheiratet und Vater von vier Kindern.

In Ankara wurden sofort nach dem

Attentat außerordentliche Sicherheitsmaßnahmen getroffen. Das Regierungsgebäude ist von schwerbewaffneten Polizisten und Gendarmen abgeriegelt.

Bei dem Attentat wurde niemand verletzt. Der Wagen des Regierungschefs weist drei Einschüsse auf. Die Schüsse wurden vom Attentäter, der sich auf der gegenüberliegenden Straßenseite befand, aus einer Entfernung von 5 Meter abgegeben.

Ministerpräsident Inonu, der sich unverzüglich zum Parlament begab, wurde von den Abgeordneten und Senatoren zum Mißlingen des Anschlags beglückwünscht.

Gromyko kommt nicht nach Genf

MOSKAU. Der sowjetische Außenminister Andrej Gromyko kommt nicht zu der Abrüstungskonferenz in Genf.

Das wurde am Samstag in Moskau mitgeteilt. Nach Ansicht westlicher Diplomaten schließt diese Erklärung jedoch nicht aus, daß Gromyko bei einer seine Anwesenheit erfordernden Entwicklung in Genf erscheint.

Deutschland-Fragen und die Pariser Presse

Das Problem der zahlreichen Kriegsverbrecher-Prozesse

Einen Artikel über den Selbstmord Prof. Heydes, des Hauptangeklagten des Limburg-Prozesses, stellt die Zeitung „L'Aurore“ unter die Überschrift: „Prof. Heyde kann möglicherweise von seinen SS-Kameraden ‚selbstgemordet‘ worden sein“.

„L'Aurore“ stellt einleitend fest, daß die Umstände des Selbstmordes von Prof. Heyde ungeklärt und unveröffentlicht geblieben seien. Das Blatt folgert daraus, daß Prof. Heyde im Innern des Gefängnisses Komplizen hatte, entweder um ihm Gift zu besorgen, oder um ihm zur Flucht zu verhelfen. Dann gibt das Blatt die Berichte der deutschen „Bild-Zeitung“ zu den Verhältnissen im Gefängnis von Butzbach wieder.

„L'Aurore“ erklärt dann, die in der Bundesrepublik abgewickelten Prozesse hätten den Beobachter dermaßen mit der Mentalität und den Methoden der Gestapoagenten vertraut gemacht, daß

man Hypothesen ins Auge fassen dürfte, die andersorts unangebracht werden. Entweder sei eine Flucht vorbereitet gewesen, und die Freunde des Professors im Innern des Gefängnisses hätten ihm nach Aufdeckung des Plans Gift gegeben, oder aber —, und es sei nicht abwegig, so zu denken — einige ehemalige SS-Leute hätten beschlossen gehabt, aus Angst, sie könnten von Prof. Heyde belastet werden, diesen zu beseitigen. So gesehen, sei der Selbstmord Prof. Heydes, wenn er von seinen früheren Kameraden zum Tode verurteilt worden war, eine getarnte Hinrichtung gewesen, meint L'Aurore und erklärt: „Ein Kinderspiel für Männer, die auf ihrem Konto bereits Tausende von Morden haben“.

Marschall Jukow: Hitlers verkohlte Leiche wurde im Hofe der Reichskanzlei gefunden

MOSKAU. „Die verkohlte Leiche Hitlers, in einen Teppich eingewickelt, wurde von Soldaten der 8. Armee der sowjetischen Garde am Vormittag des 2. Mai 1945 im Hof der Reichskanzlei gefunden. Das ist die unabwiesbare historische Wahrheit“, erklärt in seinen Memoiren Sowjetmarschall Wassili Jukow.

Wie die TASS-Agentur mitteilt, tat der Oberkommandierende der sowjetischen Landstreitkräfte diese Feststellung in der letzten Nummer der russischen Literatur-Zeitschrift. „Wir waren es, die sowjetischen Truppen, die Berlin erobert haben, und hierbei haben wir nichts mehr gesehen und erfahren als die ausländischen Beobachter, die sich in diesen Tagen weit vom Schauplatz der Ereignisse befanden“, schreibt der Marschall in seinem Memoirenbuch „Das Ende des Dritten Reichs“.

[Anmerkung der Redaktion: Diese Richtigstellung Jukows ist eine völlig neue und kategorische Stellungnahme, denn bisher hatten alle sowjetischen Erklärungen zu diesem Ereignis durchblicken lassen, daß die Truppen, die die Reichskanzlei erobert hatten, die Leiche Hitlers nicht gefunden hatten.]



In Limburg an der Lahn wurde der Enthanasio-Prozess fortgesetzt. Von den 3 Angeklagten ist nur noch Dr. Hans Hefelmann am Leben. Hier sehen wir ihn mit seinen 3 Verteidigern

Frankreich heute bemühe, diejenigen zu rehabilitieren oder sogar noch zu verherrlichen, die in der französischen Freiwilligen-Legion (zu Zeiten Pétains) in deutscher Uniform in Rußland kämpften.

Weiter wehrt sich „Le Figaro“ gegen das Bemühen, die Greuelthaten in den Konzentrationslagern zu bagatellisieren, oder aber wenn solche begangen wurden, sie den Schlächtern zuzuschreiben, die sich die Gefangenen in den Deportiertenlagern unter ihren eigenen Mitgefangenen auserwählten. (Die unter den Gefangenen ausgewählten Hilfsaufseher).

Ebenfalls auf der ersten Seite in einem Kurzwort unter dem Titel „Der gute Doktor“ befaßt sich „Le Figaro“ mit den Aussagen des Dr. Hefelmann im Limburg-Prozess und hebt besonders hervor, daß Hefelmann, zugunsten Hitlers, Martin Bormann als den wahren Schuldigen hinstellen wollte.

Keine Schwierigkeiten zwischen Frankreich und Italien

Französisch-italienisches Kommuniqué

PARIS. Sowohl französischer als auch italienischerseits wurde die Notwendigkeit anerkannt, auf dem Wege zur europäischen Einheit vorwärts zu schreiten, zumal diese gleichfalls im Interesse der freien Welt liegt und zu ihrer Festigung beiträgt, heißt es in einem gemeinsamen Kommuniqué, das im Anschluß an die französisch-italienischen Besprechungen in Paris veröffentlicht wurde. Was die im Romvertrag vorgesehenen Institutionen betrifft, sind Italien und Frankreich sich einig, im Rahmen eines Uebereinkommens der sechs Länder zu einer Fusion der drei Gemeinschaften zu gelangen.

In dem Kommuniqué wird gleichfalls der Wunsch der beiden Regierungen zum Ausdruck gebracht, daß die künftigen GATT-Verhandlungen zu einem Abbau der dem internationalen Handel im Wege stehenden Hindernisse und zu einer Intensivierung der Beziehungen der EWG zu Drittländern, besonders zu den Vereinigten Staaten, führen möge. Besonderes Interesse brächten die beiden Länder auch der Entwicklungshilfe für junge Staaten entgegen und seien im übrigen entschlossen, trotz bestimmter Meinungsverschiedenheiten enge Füh-

lung miteinander zu halten, um das gegenseitige Verständnis des jeweiligen Standpunktes zu den internationalen Problemen zu gewährleisten. Mit Genugtuung sei die Feststellung getroffen worden, daß es keinerlei Schwierigkeiten in den Beziehungen zwischen den beiden Ländern gibt. Für eine stets enger und fruchtbarer werdende Zusammenarbeit seien die besten Voraussetzungen gegeben.

Kongo erkennt Rotchina an

BRAZZAVILLE. Die Regierungen Kongos und Rotchinas haben ihre gegenseitige Anerkennung und die Schaffung diplomatischer Beziehungen auf Botschaftsebene beschlossen, das gab am Samstag in Brazzaville Außenminister Ganau auf einer Pressekonferenz bekannt.



Hochw. Pfarrer Reistorff bei seiner Ansprache

V. L. n. r. Pfarrer Thunus, der Jubilar, Bürgermeister Collas, Manderfeld



DER „PAVILLON DER HÖCHSTEN HARMONIE“
wie der Tai-Hai-Palast auch genannt wird, ist das bekannteste und imponierendste Gebäude der ehemaligen „verbotenen Stadt“ Peking. Bis 1911 diente er der Dynastie Mandschu als Wohnsitz. Die Schlösser des riesigen Palast-Areals sind heute als Museen zugänglich.

Noch ist Rotchina keine tödliche Gefahr für die freie Welt, aber es wäre Wunschenken, wenn man nicht die Bedrohung sähe, die dieses Land in zunehmendem Maße bildet.

„Wer Rotchina begreifen will, muß zum einen die Geschichte des Landes kennen und zum anderen so nüchtern denken können wie ein Elektronengehirn“, sagte einer der Fernostberater des ermordeten amerikanischen Präsidenten Kennedy. Leider ist diese Meinung nie allgemein geteilt worden, und das erklärt auch, warum die chinesische Bedrohung fast immer aus subjektiven Blickwinkeln betrachtet worden ist.

China ist ein altes Kulturland. Seine Geschichte als Monarchie reicht zurück bis in das Jahr 2205 v. Chr. Die Bewohner des „Reiches der Mitte“ glaubten und glauben noch immer, daß ihr Land der Mittelpunkt der Erde sei.

Als volkreichste Nation der Erde sehen heute auch viele Chinesen, die mit der Herrschaft Maos nicht so sehr einverstanden sind, im Anspruch auf die Weltherrschaft gar nichts Außergewöhnliches, zumal da nach den statistischen Voraussagen der Tag in die Nähe rückt, an dem nicht mehr jeder vierte, sondern sogar jeder dritte Erdenbewohner ein Chinese sein wird.

Wer mit Genuß nur die Mißerfolge des Pekinger Regimes registriert, der vergißt eines: Mißwirtschaft, Hungersnöte und Armut der Massen hat es in diesem Lande immer gegeben. Wer lange genug zurückdenken kann, der muß sogar zugeben, daß relativ gesehen erhebliche Fortschritte gemacht worden sind.

Wenn Mao gegen Tschiangkai-schek siegen konnte, dann lag das keineswegs an der sowjetischen Hilfe, die Mao erhielt, sondern an der Korruption des Regimes unter Tschiang. Denn Mao handelte gegen den erklärten Wunsch des Roten Zaren, als er seine Revolution auf die Bauern stützte und nicht auf das Arbeiterproletariat. Das allerdings beweist, daß selbst der sonst so geschickte Stalin die chinesischen Verhältnisse nicht richtig einschätzte, es sei, er wünschte eine Niederlage Maos. Denn die Schicht des Industrieproletariats war zu der Zeit so klein, daß mit ihr kein Bürgerkrieg in China zu gewinnen war.

Um die Macht

1950 begann für China das „Rote Zeitalter“. Die Ueberreste von Tschiangs geschlagenen Truppen setzten sich nach Formosa ab. Mao begann mit der Liquidation der „bürgerlichen Opposition“ oder was immer an Namen für die Gegner des Regimes gefunden wurde. Die Zahl der Opfer werden wir nie erfahren. Drei Millionen sind es mindestens nach Maos eigenen Aussagen gewesen. Drei Millionen Tote, hingerichtet, nur weil sie anderer Meinung waren? Das hört sich furchtbar an und ist es auch. Doch Mao rechnete anders. „Es war die größte Revolution in der Geschichte Chinas, und sie hat noch nicht einmal ein halbes Prozent der Gesamtbevölkerung an Opfern gekostet.“ So rechnet er.

Und das erklärt auch, warum Peking bis heute nicht einsehen will, warum ein Atomkrieg unbedingt vermieden werden muß. Die Berechnungen über die Zahl der Toten, die ganz nüchtern in Ost und West angestellt worden sind, haben ihn zu der Überzeugung kommen lassen, daß Rotchina einen nuklearen Weltkrieg am besten überstehen würde. Selbst bei 50 Prozent Verlusten hätte Rotchina noch etwa doppelt soviel Einwohner wie gegenwärtig die USA.

Es ist eine Ironie der Geschichte, daß Moskau zuerst die Gefährlichkeit des Roten Drachen erkannt hat. Wenn auch anfangs nur zart von ideologischen Differenzen die Rede war, so ging es doch um sehr handfeste Machtinteressen. Der Krenl dachte nicht daran, vor seiner Haustür ein Untier heranzufüttern, das ihn einmal selber verschlingen könnte.

Wenn der so viel propagierte „Sprung nach vorn“, mit dem Mao die Industrialisierung forcieren wollte, ein Fehlschlag wurde, dann lag das nicht zuletzt an Moskau. Chruschtschow ließ seine Techniker zurückrufen, sperrte die Lieferungen von Fabrikarüstungen und drehte den Kredithahn ab.

Es ist ein offenes Geheimnis, daß der Krenl-Boß nichts mehr fürchtet als eine rotchinesische Atombombe. Sie könnte bei der Mentalität der Machthaber in Peking zu „Experimenten“

führen, die Moskau vor die schwerste Wahl stellen müssen, denn auch Moskau will die Weltherrschaft. Als Gegner Rotchinas hat es dafür wenig Chancen, und das weiß Mao.

Pekings zwei Gesichter

Peking ist kaum eine Stadt, die Reisende anlocken könnte. Zwar sind die alten Paläste inzwischen mit großem Kostenaufwand restauriert worden, auch die der ehemaligen Kaiser, aber sie dienen als Museen, wobei der Akzent hinsichtlich der Ausstellungstücke auf den vermeintlichen Fortschritten liegt. Auffallend ist dennoch das Bemühen, an geschichtliche Traditionen anzuknüpfen.

Für „die arbeitende Bevölkerung“ beginnt der Tag spätestens um sechs Uhr morgens, und das mit Propagandawagen, aus deren Lautsprechern zündende Parolen klingen. Die Arbeit ist so hart, daß Peking auch ohne weitere „Nachhilfemaßnahmen“ früh schlafen gehen würde.

Im krassen Gegensatz zu der Armut des Volkes steht das Leben der höchsten KP-Funktionäre, denen es an nichts fehlt. Sie leben wie die Maden im Speck und unterscheiden sich darin kaum von ihren Vorgängern aus der Kaiserzeit — letztlich sind sie Höflinge.

Mao selber hat alle Zügel in der Hand und residiert wie ein Kaiser. Er ist zum drittenmal verheiratet — mit einer ehemaligen Schauspielerin —, die nie auf den Gedanken käme, „Gleichberechtigungswünsche“ zu äußern. Sie hat die traditionelle Rolle der chinesischen Ehefrau zu spielen.

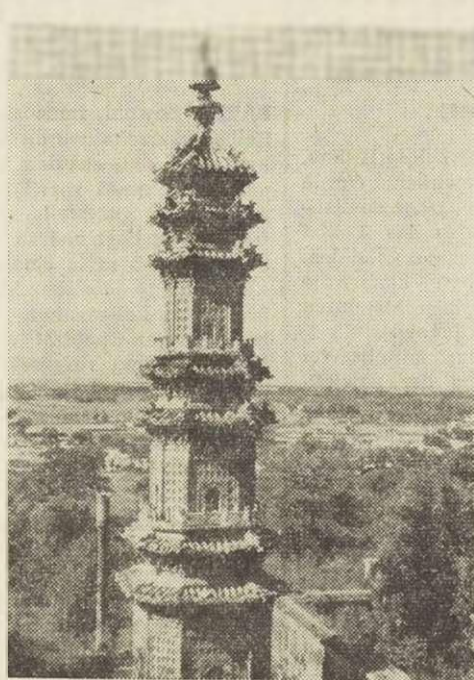
Daß Mao noch sehr volksverbunden sei, kann man auch nicht behaupten. Er erscheint nur sehr selten in der Öffentlichkeit, und unter Öffentlichkeit versteht er offizielle Empfänge.

Der „Genosse Exkaiser“

Genosse Mauan Tung lebt wesentlich bescheidener als Mao. Jeden Morgen geht er zum Volkshaus in Peking, wo er ein kleines Büro hat. Dort bedeckt er während seiner Dienstzeit fein säuberlich Papierbögen mit chinesischen Schriftzeichen.

Mauan Tung ist ein unauffälliger Mann, wenn man von der Brille mit den dicken Gläsern absieht, die er trägt. Er ist mit einer Krankenschwester verheiratet, und geheiratet hat er an einem 1. Mai, um damit zu beweisen, daß er linientreu ist.

Seine Schreibarbeit wird gründlich beaufsichtigt, und das hat einen guten Grund, denn Genosse Mauan Tung schreibt seine Memoiren. Er hätte sehr viel zu erzählen, doch jede Zeile, die er zu Papier bringt, könnte Dynamit sein, denn der unscheinbare Genosse ist niemand anderes als Pu-Yi, der letzte Kaiser aus der Mandschu-Dynastie.



PAGODE

im „Alten Sommerpalast“. Ihre Wandplatten mit sitzenden Buddhas sind dunkelgrün. Die Ziegel zeigen das Goldgelb der Kaiserzeit.

ROTCINA MÖCHTE MITGLIED DER UNO WERDEN

General de Gaulle hat Rotchina offiziell anerkannt. Washington und andere Staaten der freien Welt bedauern diesen Schritt. Wird es nunmehr Peking gelingen, die Aufnahme Rotchinas in die UNO im Herbst dieses Jahres zu erreichen? Mao jedenfalls hofft es.

Seine Kindheit verlebte er wie ein echter Kaisersohn. Die Bediensteten des Hofes sahen in ihm den „Sohn des Himmels“ und versuchten ihm jeden Wunsch von den Augen abzu-lesen.

Pu-Yi wurde 1912 durch eine Revolution entthront, was ihn wenig berührte, denn er war noch ein Kind und hatte zwar die Krone, doch regierte er nicht.

1934 kam er durch eine Gegenrevolution wieder an die Macht, doch nur für 14 Tage. Danach brachten ihn die Japaner noch einmal auf den Thron, doch auch diese Herrschaftsperiode dauerte nicht lange. Gegen Ende des zweiten Weltkrieges wurde er von den Sowjets gefangengesetzt. Er verschwand in Sibirien und es hieß, er sei tot. Doch 1950 lieferte Stalin seinen Gefangenen an Mao aus. Pu-Yi wurde „umerzogen“, bis er Mao als den größten Wohltäter Chinas pries. Er bat, „genauso leben zu dürfen wie jeder andere Genosse

auch“. Der Wunsch wurde ihm gnädig gewährt. Seine Frau ist, so heißt es, eigentlich seine Aufpasserin. Mao, der seine harten Jugenderlebnisse als armer Student nie vergessen hat, genießt die Rache an der einst herrschenden Schicht sichtlich.

Die neue Oberschicht

Lebt Pu-Yi unter seinem heutigen Namen auch wie ein bescheidener Chinese, so gibt es neuerdings in Rotchina doch Privilegierte, die keine Politiker sind. Die Regierung verhält sich zum einen Techniker, vor allem Atom-techniker, zum anderen Geschäftsleute mit internationalen Beziehungen, die oft weiter zurückreichen als die letzte Revolution.

Rotchina braucht Getreide und andere Nahrungsmittel, die hohen Funktionäre wollen auf Luxusgüter nicht verzichten. Alle Versuche, die Produktion von Exportgütern in staatliche Regie zu nehmen, schlugen fehl, bis man sich an die alten und lange Zeit verfeimten „Kapitalisten“ erinnerte.

So entstand besonders in der Hafenstadt Schanghai eine neue — unpolitische — Managerschicht: ehemalige Unternehmer, die zwar nicht mehr Inhaber ihrer früheren Firmen sind, aber gute Gehälter und vor allem Prämien in der Form von Privilegien bekommen.

Diese Männer verdienen gut, aber sie geben das Geld auch meistens sofort wieder aus, und sei es nur für Mahlzeiten zu astronomischen Preisen in den wenigen verbliebenen Luxus-hotels. Das ist allerdings keine sinnlose Verschwendung, sondern nur die Angst, daß Peking es sich wieder einmal anders überlegen könnte. Künste sind in China immer leicht gerollt. Heute tut es meistens eine Kugel. Das Ergebnis ist das gleiche.

Bisher ist dennoch Schanghai im Gegensatz zu Peking eine Stadt, die Erinnerungen an die Vergangenheit wach werden läßt. Selbst wer sonst Bettler für eine Schande hält, der sieht plötzlich die von Schanghai mit anderen Augen, denn sie stellen letztlich ein menschliches Element in einem Staat dar, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Massen zu Automaten „umzuschulen“.

Maos Ambitionen

Mao ist 70 Jahre alt. Was wird, wenn er einmal nicht mehr ist? Die Hoffnung Pekings, schon 1963 die erste Atombombe explodieren zu lassen, hat sich nicht erfüllt, aber was wird, wenn es doch so weit ist? Die USA haben bisher die Aufnahme Rotchinas in die UN verhindert, aber was wird, wenn Peking nun von Paris offiziell anerkannt, einen Sitz in dieser Organisation hat?

Alles das sind Fragen, auf die es bisher keine Antworten gibt, obgleich die nicht unwesentlich für die Zukunft der Weltpolitik sind.

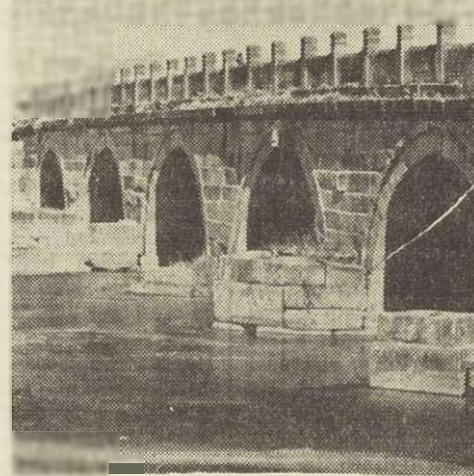
Ende 1963 streckte de Gaulle seine Fühler nach Peking aus. Er vertrat den Standpunkt, daß die Sowjetunion ein gefährlicherer Gegner als Rotchina sei, was, nimmt man das technische und das Waffenpotential, bisher durchaus stimmt. Bereits Anfang Januar 1964 verlaute aus Paris, daß die Nichtanerkennungspolitik des Westens falsch und ohnehin durchlöchert sei, weil neben Norwegen auch England seit Jahren mit Peking diplomatische Beziehungen unterhalte. Zur gleichen Zeit liefen Verhandlungen über die Lieferungen von Saharaöl — an dessen Förderung Frankreich finanziell beteiligt ist — nach Peking. Daß Ben Bella nach dem Besuch des rotchinesischen Ministerpräsidenten Tschu En-lai und nach seiner politischen Einstellung lieber Oel an seine „gelben Freunde“ als an Frankreich liefern würde, war kein Wunder.

Auf Formosa sah Generallissimus Tschiang-kaischek seine Aktien fallen. Das Jahr 1964 begann mit außenpolitischen Erfolgen Maos.



RIESIGES WASSERRAD

am Hwang-ho (Lanchow). Es ist dreißig Meter hoch und ganz aus Holz gefertigt. Der Hwang-ho ist der zweitgrößte der chinesischen Ströme.



MARCO POLOS NAMEN

trägt diese alte Brücke über den Hun-ho-Fluß, westlich von Peking. Sie wurde um das Jahr 1190 erbaut und blieb bis heute wohl erhalten.



IN KOLLEKTIVARBEIT DURCHFÜHRT

wurden von etwa 100 000 Arbeitern die Planierungsarbeiten für den Ming-Tombs-Standamm bei Peking. In zahllosen Bastkörben trugen sie mühsam die Erdmassen herbei, die dann von den Planierungsraupen platigewalzt wurden. Menschenkraft ist sehr billig in Rotchina.



Man hochw. Pf

Von 90 Jc

Vanderfeld. Es ist am Sor Vanderfeld anlässlich der zu Jung des 90. Lebensjahr hochw. Pfarrer Reistorff veran- teilt mehrmals betont wor- tular liebe es nicht im Mil- von Festen zu stehen und g- werden. Der Jubilar konnte e- terfelder Pfarre und Gemeir- nicht daran hindern, ihm ihr- Anhänglichkeit und Verehrun- gen. Sicher hat dies auch Reistorff gefreut.

Das andere besondere i- dieser Feier war, daß ma- ganz selten einen so rüstige- tighährigen sieht, einen M- lar in diesem Alter noch e- konnte und humorvolle Au- aus dem Stegreif hält. Die Fre- vanderfelder an diesem El- alt nicht nur dem hochv- riester, sondern auch dem N- torfius Reistorff, der ihn e- telt 45 Jahren ein Freund u- er gewesen ist. Ein Priester- en Ruhestand treten, aber e- ner noch bleibt er Seelsorge- Die Feiern begannen um 11- mit einem feierlichen Dank- me, zelebriert von hochw- oppen, unter Assistenz der- teren Pfarrer Thunus (Büling- aplan Mostert. Der Kirchenc- lten musikalischen Teil der h- ung übernommen. Die alte- elder Kirche war überfüllt, l- nsprache hielt hochw. Pfar- en, der das inhaltsreiche Le- bulärs beschrieb.

Nach der Messe sammelte- er Kirche ein langer Festz- lusikverein, die Kirchench- landerfeld und Krewinkel,- nenfabrikat (Präsident Heinz- ahpersonal und die Schulkr- tholischen Jugendvereini- ie Gemeindeverwaltung, an- e Bürgermeister Collas und- esekretär Simons und schlief- anze Pfarrgemeinde geleite-



Fortsetzung

b- so -! Dann müßte man- Pelham ja mal unter die Lu-

„anz recht!“ entgegnete Blac- onnen ihn ja sofort vorführen- te wartet draußen.“

„Wieso — wartet draußen —?- nosterfeld.“

„Ja, habe ihn vorladen lasse-“

Warren schmunzelte, Chesterf- en auf die Lippen. Pelham kan- nt niedergeschlagenen Augen.

„Na, mein Junge, nun erzähle- geschichte mit dem Briefbogen- agte Black.“

Pelham schwieg, Black trat d-“

„Wahrheit, du Lämmel! Wer- te den Diebstahl des Bogens b- der Rennfahrer Borodin“, pre- am jetzt hervor.“

Chesterfield sprang auf: „Da- m ja den Salat: Wieder der B-“

„Wie war die Geschichte, P- agte Black.“

Er hat sich vor einer Woche- Vrienschaft angesprochen, ich so- mal einen von General- rreus Briefbogen besorgen u- schlüssel für-“

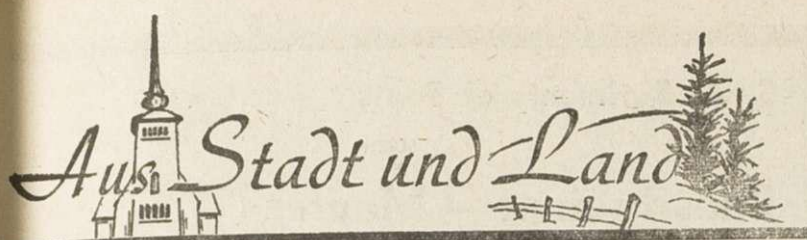
„Den Schlüssel auch?“

„Ja.“

„d was wollte er damit?“

„Er wollte sich einen Scherz- das sagte er!“

„Wie schön — sich auf sel-“



Manderfeld ehrte hochw. Pfarrer i. R. Reistorff

Von 90 Jahren 45 in Manderfeld

Manderfeld. Es ist am Sonntag in Manderfeld anlässlich der zur Vollendung des 90. Lebensjahres von hochw. Pfarrer Reistorff veranstalteten Feier, die im Mittelpunkt der Feier stand, der Pfarrer Reistorff, der die Feier anlässlich der Vollendung des 90. Lebensjahres von hochw. Pfarrer Reistorff veranstalteten.

Ein anderes besondere Merkmal der Feier war, daß man wohl selten einen so rüstigen Neunzigjährigen sieht, einen Menschen, in diesem Alter noch eine geistige und humorvolle Ansprache dem Stegreif hält. Die Freude der Manderfelder an diesem Ehrentage nicht nur dem hochverehrten Pfarrer, sondern auch dem Menschen Reistorff, der ihnen allen 45 Jahren ein Freund und Berater gewesen ist. Ein Priester kann in Ruhestand treten, aber doch immer noch bleibt er Seelsorger.

Die Feier begann um 10.30 Uhr mit einem feierlichen Danksagungsgebet von hochw. Pfarrer Thunus (Büdingen) und dem Mostert. Der Kirchenchor hatte den musikalischen Teil der hl. Handlung übernommen. Die alte Manderfelder Kirche war überfüllt. Die Festprache hielt hochw. Pfarrer Joppen, der das inhaltsreiche Leben des Pfarrers beschrieb.

Nach der Messe sammelte sich vor der Kirche ein langer Festzug. Der Kirchenchor, die Kirchengemeinde von Manderfeld und Krewinkel, der Kirchenfabrikat (Präsident Heinzius), das Personal und die Schulkinder, die Manderfelder Jugendvereinigungen, Gemeindeverwaltung, an der Spitzbürgermeister Collas und Gemeinsekretär Simons und schließlich die Pfarrgemeinde geleiteten den

Jubilär zum Saale Henkes, der sich schnell bis auf den letzten Platz füllte.

In Anbetracht des hohen Alters des Jubilärs hielt man diese Feier möglichst kurz. Sie war ein Beispiel dafür, wie man in ganz kurzer Zeit alles das zum Ausdruck bringen kann, was einen bewegt. Am Ehrentisch, vor der Kirchenfahne nahm der Jubilar zwischen den hochw. Herren Pfarrer Joppen und Pfarrer Thunus, sowie Bürgermeister Collas Platz. Der Musikverein St. Lambertus, zu dessen Gründern der Pfarrer Reistorff gehörte, eröffnete die Festlichkeiten mit einem flotten Marsch. Hochw. Pfarrer Joppen stellte in seiner Ansprache fest, daß der "väterliche Freund" es der Gemeinde nicht verwehren könne, ihm seine Zuneigung, Liebe und Verehrung zum Ausdruck zu bringen. "Gott möge Sie uns noch lange erhalten" sagte der Redner. Der mit den Worten schloß "Pfarrer Reistorff sei der Priester, der betet, leidet und opfert für seine Gemeinde".

Vorher hatten zwei Schulumädchen den Jubilar mit einem Gedicht und einem Blumenstrauß geehrt. Nun sang der Kirchenchor Manderfeld das Ständchen "Dem Jubilar im Silberhaar".

Gemeindeoberhaupt N. Collas er-



innerte in seiner Gratulationsansprache daran, der Jubilar habe kürzlich gesagt, er fühle sich heute wohl als vor 35 Jahren. Er schloß mit dem Wunsche, der Jubilar möge im kommenden Jahre sein großes Jubiläum (eisernes Priesterjubiläum) wieder in diesem Kreise feiern. Dann überreichte der Bürgermeister Geschenke und ein prächtiges Blumenarrangement.

Lehrer Duprez gestorben

Lanzerath. Nach langer und sehr schwerer Krankheit ist am vergangenen Wochenende Herr Lehrer Duprez aus Lanzerath im Alter von 56 Jahren gestorben.

Der Verstorbene war seit dem Jahre 1931 als Lehrer in Lanzerath tätig. Er stammte aus Dürler und erfuhr eine sehr gute Ausbildung seines großen Könnens als Lehrer und Pädagoge wegen, sehr großer Beliebtheit. R. i. P.

Gelegenheiten in Alt und NEU

Ankauf - Verkauf - Tausch
Waschmaschinen, Radios, Fernsehgeräte, Öfen,
Kühlschränke, Möbel usw.
Garantie - Umtauschrecht - Kredit
St. Vith, Malmedyerstraße 33

Der Gelbe

Kriminalroman von Georg Busing

Fortsetzung

so -! Dann müßte man sich die Pelham ja mal unter die Lupe nehmen!

„Gut recht!“ entgegnete Black. „Wir haben ihn ja sofort vorführen lassen. Wartet draußen.“

„Wieso - wartet draußen?“ fragte Chesterfield.

„Ich habe ihn vorladen lassen, mein Junge.“

„Gut, dann schmunzelte, Chesterfield biß auf die Lippen. Pelham kam herein und schaute sich um.“

„Mein Junge, nun erzähle uns die Geschichte mit dem Briefbogen mal!“

Black schwie, Black trat dicht vor ihn und fuhr ihn an: „Heraus mit der Wahrheit, du Lummel! Wer hat dich zum Diebstahl des Bogens bezahlt?“

„Der Rennfahrer Borodin“, preßte Pelham hervor.

„Ja - ich kenne ihn doch genau!“ sagte Pelham.

„Wir können die beiden ja mal gegenüberstellen“, meinte Chesterfield. „Aber Zweifel habe ich gar keine mehr, der Ring um Borodin schließt sich immer enger.“

Chesterfield gab Befehl, den Rennfahrer Borodin vorzuführen. Während des Schweigens nahm Warren das Wort: „Sie sind doch jetzt wohl überzeugt, daß ich den Brief an Buddon nicht geschrieben habe, nicht wahr, Kommissar?“

Chesterfield sah den Direktor nicht an: „Ich gebe zu, daß ich etwas zu vorsichtig war -“

„Und was hat er Ihnen dafür bezahlt?“

„Fünfzig Pfund.“

„Und Sie Idiot haben nicht daran gedacht, daß etwas anderes dahinterstecken könnte!“

„Nein!“ rief Pelham voller Angst. „Bestimmt nicht! Der Rennfahrer ist doch so bekannt in London!“

„Immerhin haben Sie jetzt mitgeholfen, den Chefsingenieur Buddon mit in die Falle zu locken, indem Sie Borodin den Briefbogen nebst Schlüssel gaben!“

„Ich habe es nicht gewußt! Ich glaubte wirklich, daß er sich einen Scherz machen wollte!“

„Bezahlt man für einen Scherz fünfzig Pfund?“

„Es ist so, wie ich sagte!“ wimmerte Pelham.

Black trat wieder auf den jungen Angestellten zu: „War es denn überhaupt der Rennfahrer Borodin, mit dem Sie das üble Geschäft machten?“

„Ja - ich kenne ihn doch genau!“ sagte Pelham.

„Wir können die beiden ja mal gegenüberstellen“, meinte Chesterfield. „Aber Zweifel habe ich gar keine mehr, der Ring um Borodin schließt sich immer enger.“

Chesterfield gab Befehl, den Rennfahrer Borodin vorzuführen. Während des Schweigens nahm Warren das Wort: „Sie sind doch jetzt wohl überzeugt, daß ich den Brief an Buddon nicht geschrieben habe, nicht wahr, Kommissar?“

Chesterfield sah den Direktor nicht an: „Ich gebe zu, daß ich etwas zu vorsichtig war -“

„Dann könnten Sie mich ja eigentlich entlassen.“

„Entlassen? Wohl kaum! Es bleiben noch genug Belastungsmomente, um Ihre Haft zu rechtfertigen! Zum andern ist ja absolut noch nicht erwiesen, ob Sie nicht alle unter einer Decke stecken und diese ganzen Manöver nur machen, um die Polizei irrezuführen!“

„Sie sind sich aber wohl darüber im klaren, Chesterfield, daß ich Schadensersatzansprüche stellen werde!“

„Es handelt sich um einen Mord, Direktor! Und der Tote wurde in der Nähe Ihres Schlosses gefunden, es führen sogar von dort Schleifspuren in den Sumpf! Außerdem haben Sie ja auch große Vorteile davon, daß Buddon verschwand! Diese Indizien, zusammen mit all den anderen, genügen der Polizei vollkommen!“

„Sie meinen, ich sei der Mörder Buddons?“

„Das habe ich nicht gesagt! Es besteht aber der dringende Verdacht, daß Sie an der Sache beteiligt sind!“

Borodin wurde hereingeführt. - „Nehmen Sie Direktor Warren gleich mit zurück!“ rief Chesterfield dem Wachmeister zu. Der Polizist kam dem Befehl nach, schweigend, mit einem stummen Gruß zu Borodin, folgte Warren ihm.

„Na, Pelham?“ fragte Chesterfield dann. „Das ist er doch, nicht wahr?“

„Ja -!“

„Sie irren sich nicht, Pelham?“ warf Black ein. „Sehen Sie sich den Herrn ganz genau an!“

„Ich irre mich nicht, -!“ würgte der junge Angestellte hervor. „Er war es -!“

„Ist Ihnen denn aufgefallen, daß der Mann in der Wirtschaft das linke Bein etwas nachzog?“

„Wir haben ja gegessen - in einer dunklen Nische - ich weiß davon nichts!“

„Und Sie Borodin?“ wandte sich Chesterfield an den Rennfahrer. „Erkennen Sie den jungen Mann auch wieder?“

„Ich weiß nicht, was Sie wollen!“ entgegnete Borodin kalt. „Ich habe den Burtschen da nie in meinem Leben gesehen.“

Pelham startete den Rennfahrer angstvoll an: „Sie haben mir doch die fünfzig Pfund gegeben!“

Borodin stieg das Blut zu Kopf: „Fünfzig Pfund? Was quatschen Sie da -?“

„Fünfzig Pfund für den Briefbogen und den Schlüssel -!“

„Welcher Briefbogen? Welcher Schlüssel? Bin ich hier in einem Irrenhaus? Was soll dieser Wahnsinn, Herr Kommissar?“

Chesterfield trat näher: „Es handelt sich um den Briefbogen, auf dem Sie den Brief an Buddon schrieben, damit Sie ihn um neun abholen könnten. Und um den Schlüssel zu Warrens Flugzeugschuppen, wo Sie die Maschine stahlen, Herr Rennfahrer Borodin!“

Borodin schäumte auf: „Zum Teufel, ich werde jeden, der noch einmal derartiges behauptet, zu Gulasch zerhacken! Dann haben Sie Ihren Mord!“

Chesterfield trat dicht vor Pelham hin: „Dann lügen Sie!“

Der junge Angestellte hob die Arme: „Ich habe nur die Wahrheit gesagt!“

Chesterfield drückte auf die Klingel: „Denken Sie in der Zelle scharf darüber nach - Sie Lummel!“

Ein Wachmeister kam herein. - „Den Bengel abführen!“

Pelham stieß noch einige verzweifelte Rufe aus, die in den Gängen widerhallten, dann aber rasch hinter einer Zellentür ertranken.

„Sie bleiben also dabei, daß Sie diesen Pelham nie gesehen haben, Borodin?“ fragte Chesterfield.

„Sie haben es ja gehört, Mann! Lassen Sie mich mit dieser wahnsinnigen Geschichte endlich in Frieden!“

„Und bei der Pappel von Dagenham sind Sie auch nicht notgelandet, Borodin?“

Der Rennfahrer lachte wie irr auf: „Oh, mein Gott - welch ein Irrenhaus!“

„Ob Sie vorgestern gegen zehn mit dem Flugzeug bei der Pappel von Dagenham gelandet sind, habe ich gefragt, Borodin!“ sagte Chesterfield scharf.

„Ich war in der Bar „Zur goldenen Biene“!“ schrie der Rennfahrer mit überschneppender Stimme.

„Ich glaube Ihnen überhaupt nichts mehr!“

„Er scheint aber doch recht zu haben, Chesterfield!“ warf Black ein.

„Wieso recht?“

„Einige Leute haben ihn dort gesehen!“

„Woher weißt du denn das?“

„Ich habe mir erlaubt, gestern Abend in der „Goldenen Biene“ vorzusprechen, Chesterfield!“

Borodins Antlitz klärte sich auf: „Da haben Sie es ja, Sie Greenhorn!“

„Schweigen Sie! Bestochene Zeugen! Und wo Sie von halb neun bis zehn waren, weiß bisher noch kein Mensch!“

Chesterfield klingelte, ein Wachmeister kam.

„Den Mann abführen!“

Borodin folgte dem Polizisten willig, lachend rief er zurück: „Lassen Sie mich mal auf Ihren Geisteszustand untersuchen, lieber Chesterfield!“

Der Kommissar wurde krebsrot, er wollte dem Spötter nachstürzen, Black hielt ihn zurück: „Ruhig Blut, alter Junge!“

„Soll ich mich vielleicht von dem Mörder Buddons beschimpfen lassen?“

„Er ist ja gar nicht der Mörder, Chesterfield!“

„Wer denn sonst? Die Mordspritze wurde in seinem Wagen gefunden, dazu die hundert anderen Indizien! Wer soll es denn sonst wohl gewesen sein?“

pen und Bürgermeister Collas. Er wisse, daß die Gemeinde ebenso für ihn bete, wie er selbst für die Gläubigen bete. „In liebender Fürbitte bleiben wir alle miteinander verbunden“ lauteten die Schlußworte des Jubilärs.

Nach weiteren Märschen des Musikvereins sprach hochw. Pfarrer Joppen das Schlußwort, indem er allen nochmals dankte, besonders aber dem Musikverein, den beiden Kirchenchören, der Landjugend, den Lehrpersonen, den Schulkindern und dem hochw. Herrn Kaplan.

Zusammenstoß

Soubrodt. Am Sonntag morgen, gegen 9 Uhr morgens stießen in der Nähe des Pietkin-Denkmal in Soubrodt infolge des schneegeglatten Bodens die Personenwagen des Hubert B. aus Soubrodt und des Leon D. aus Pempstern zusammen. An beiden Fahrzeugen entstand leichter Sachschaden. Niemand wurde verletzt.

Sitzung des

Gemeinderates Thommen

Thommen. Heute, Dienstag, nachmittag um 2 Uhr findet in Thommen eine Sitzung des Gemeinderates statt.

Der Ruby-Prozeß

DALLAS. Rechtsanwalt Joe Tonahill, einer der Verteidiger Rubys, erklärte, die Verteidigung fasse zur Zeit eine Anrufung des Obersten Gerichtshofes der USA ins Auge. Diese Erklärung wurde von Rubys Hauptverteidiger, R. A. Melvin Belli, jedoch nicht bestätigt.

Nach Auffassung Tonahills hat der Gerichtshof von Dallas bereits mehrfach den Artikel 616 der Strafprozeßordnung von Texas verletzt, der es untersagt, einen Zeugen zum Geschworenen zu machen. Tonahill gab die Absicht der Verteidigung, den Obersten Gerichtshof anzurufen, bei einer Sitzungsunterbrechung bekannt, nachdem die Anklage gegenüber dem 31. der bisher vernommenen Geschworenen-Kandidaten, den die Verteidigung Rubys zugelassen hatte, zum zweiten Mal von ihrem Recht Gebrauch gemacht hatte, einen Geschworenenanwärter ohne Begründung abzulehnen.

Gestern wurde bekannt, daß die Verteidiger vergebens versucht hatten, den ersten zugelassenen Geschworenen, Max Causey, als Zeuge vorzuladen. Richter Brown hatte es abgelehnt, die Vorladung Max Causeys durch den ihm beigegebenen Sheriff zustellen zu lassen.

Fortsetzung folgt.

Fußball-Resultate

DIVISION 1

Daring	—	Lierse	5—3
Turnhout	—	Beerschot	1—1
Berchem	—	Gantoise	3—2
Antwerp	—	FC Bruges	0—1
Beringen	—	Anderlecht	3—3
CS Bruges	—	Standard	0—0
Liège Diest	—		1—1
FC Malines	—	St-Trond	2—0

Anderlecht	23	16	1	6	69	20	38
Beringen	23	12	3	8	34	23	32
Standard	23	12	5	6	46	23	30
Beerschot	23	11	4	8	42	22	30
FC Diest	23	11	7	5	36	27	27
Liège	23	10	7	6	28	22	26
Antwerp	23	9	6	8	30	27	26
Gantoise	23	10	9	4	35	38	24
Daring	23	6	10	7	29	37	19
St-Trond	23	6	10	7	31	41	19
CS Bruges	23	6	10	7	16	33	19
Turnhout	23	5	10	8	20	36	18
Lierse	23	5	11	7	30	37	17
Berchem	23	6	13	4	22	41	16
FC Bruges	23	5	12	6	23	40	16
Malines	23	3	15	5	18	42	11

DIVISION II

Ostende	—	U. Namur	2—1
Herentals	—	RC Malines	1—0
SC Charleroi	—	CS Verviers	2—1
Waregem	—	Olympic	1—4
Boom	—	Crossing	2—1
Alost	—	Racing White	2—5
Tilleur	—	Bisden	3—5
Union	—	Coutrai Sp.	2—0

DIVISION III A

Mechelen-s-M	—	Rhodienne	4—2
Jambes	—	Auvélais	4—1
Overpelt	—	Wezel	1—1
Waregem	—	Uccle	3—3
VV Tirlemont	—	Montegnee	2—3
D. Louvain	—	RC Tirlemont	3—0
Seraing	—	C. Tongres	3—0
Houthalen	—	Waterschei	0—0

DIVISION III B

St-Nicolas	—	Merksem	0—0
RC Gand	—	Beveren	3—4
Lyra	—	RC Tournai	5—3
Waeslandia	—	Hamme	3—2
Roulers	—	Zwevegem	2—0
Sottegem	—	Mouscron	0—1
Eeklo	—	FC Renix	1—1
Mons	—	Willebroek	2—0

PROMOTION C

SRU Verviers	—	Tubantia	5—2
Mol	—	Bocholt	1—3
Eupen	—	Lommel	2—1
Winterslag	—	Fleron	4—0
Herve	—	Brasschaet	6—1

Pat. Tongres	—	Helzold	1—4
Capellen	—	Ex. Hasselt	0—0
Dessel	—	Geel	4—1

PROMOTION II PROV. D

Ovifat	—	Plombières	0—8
Rechaintoise	—	Trois-Ponts	2—2
Kelmis	—	Ensisval	3—1
All. Welkenraedt	—	Sourbrodt	1—3
Stavelot	—	Pepinster	3—2
Bütgenbach	—	Andrimont	7—0
Faymonville	—	Elsborn	ausgef.
Malmundaria	—	Weywertz	4—1

Plombières	23	20	0	3	99	8	43
Kelmis	23	19	1	3	98	14	41
Ensisval	22	17	3	2	82	24	36
Weywertz	22	11	8	3	48	40	25
Faymonville	22	9	7	6	40	25	24
Stavelot	23	11	10	2	43	33	24
Pepinster	24	10	10	4	43	56	24
Trois-Ponts	23	8	1	7	30	36	23
Sourbrodt	22	8	9	5	34	51	21
Ovifat	23	6	9	8	32	52	20
Malmundaria	24	8	12	4	54	46	20
Bütgenbach	24	4	12	8	31	69	16
Elsborn	21	6	12	3	38	65	15
Welkenraedt	26	5	16	5	38	91	15
Rechaintoise	24	5	15	4	24	60	14
Andrimont	22	2	17	3	2	88	7

DIVISION III PROV. G

Gemmenich	—	Juslenville	4—0
St. Vith	—	Recht	4—2
Emmels	—	Schönberg	7—0
Raeren	—	Amel	10—0
Ster	—	Wallerode	5—2
Honsfeld	—	Rocherath	2—7
Sart	—	Weismes	3—1

Raeren	22	21	1	0	127	7	42
Weismes	20	15	4	2	76	28	80
Juslenville	23	13	8	2	59	58	28
Sart	22	12	7	3	46	27	27
Emmels	19	11	4	4	57	24	26
St. Vith	21	10	2	2	53	68	22
Gemmenich	21	9	10	2	59	61	20
Recht	21	8	11	2	28	60	18
Ster	17	7	9	1	38	36	15
Rocherath	18	7	10	1	54	46	15
Honsfeld	20	5	11	4	35	71	14
Amel	21	5	12	4	28	64	14
Schönberg	19	4	13	2	25	72	10
Wallerode	20	1	18	1	25	88	3

RESERVE K

Weywertz	—	St. Vith	2—1
Wallerode	—	Bütgenbach	1—11
Honsfeld	—	Amel	2—0
Ster	—	Emmels	0—4
Sourbrodt	—	Rocherath	ausgef.

RESERVE L

Malmundaria	—	Juslenville	9—1
FC Sart	—	Weismes	0—0
Trois-Ponts	—	Spa	2—5
Faymonville	—	Theux	6—3
Ovifat	—	Xhofferix	6—2

England

1. DIVISION

Aston Villa	—	W. Bromwich	1—0
Blackburn R	—	Manchester Utd	1—3
Blackpool	—	Burnley	1—1
Chelsea	—	Ipswich	4—0
Liverpool	—	Birmingham	2—1
Nottingham F	—	Fulham	2—0
Sheffield Utd	—	Everton	0—0
Stoke City	—	Bolton W.	0—1
Tottenham	—	Arsenal	3—1
West Ham	—	Sheffield W	4—3
Wolverhampton	—	Leicester	1—2

2. DIVISION

Bury	—	Charlton	0—2
Cardiff C.	—	Leyton O	2—1
Leeds Utd	—	Huddersfield	1—1
Manchester C	—	Grimsby	0—0
Norwich	—	Swansea	3—0
Portsmouth	—	Middlesborough	1—0
Rotherham	—	Newcastle	2—3
Souththorpe	—	Southampton	1—2
Sunderland	—	Derby C	3—0
Swindon	—	Preston N E	1—4

Deutschland

BUNDESLIGA

Schalke 04	—	Braunschweig	2—0
Hertha BSC	—	Hamburg SV	1—2
Werder Bremen	—	FC Köln	1—1
München	—	Meiderich	ausgef.
Pr. Münster	—	FC K'lautern	1—0
FC Saarbrücken	—	Stuttgart	0—1
Karlsruher SC	—	FC Nürnberg	1—3
Frankfurt	—	Bor. Dortmund	2—1

Köln	21	12	7	2	53:29	31:11
Meiderich	19	8	8	3	38:24	24:14
Stuttgart	19	10	4	5	30:20	24:14
HSV	20	10	4	6	46:30	24:16
Borussia	20	11	2	7	57:41	24:16
Schalke	21	10	4	7	41:34	24:18
Frankfurt	20	9	4	7	37:31	22:18
Werder	20	8	6	6	39:36	22:13
K'lautern	21	8	5	8	35:41	21:21
Nürnberg	21	9	3	9	34:40	21:21
München	19	6	5	8	37:35	17:21
Br'schweig	20	6	5	9	21:33	17:23
Karlsruhe	21	6	4	11	30:43	16:26
Münster	21	4	7	10	22:36	15:27
Hertha	20	5	3	12	27:47	13:27
Saarbr.	19	2	3	14	25:52	7:31

S. A. Batiments et Ponts

sucht

Bauschreiner — Maurer

Fahrkosten werden bezahlt.
Sich vorstellen: 102 - 106, rue Pe-
de Clermont, Verviers (neben
Zentralbahnhof) Tel. (087) 378.20

3. Wanderung der

St. Vith Wanderfreunde

St. Vith. Nach den so sonnigen Vor-
tagen schien das Wetter am vergan-
genen Sonntag nicht sehr zum Wan-
dern lachend. So zogen doch 49 freu-
dige Wandersleute durch den St. Vi-
ther Wald zur Eiterbach, durch das
Geißerbachtal nach Wallerode. Hin

und wieder fiel aus dem leicht
schleierten Himmel ein leiser
Nenstrahl auf die Wanderer.
schenkte reichlich Freude. Der
derfreund muß ein Naturfreund
d. h. Gefallen an der Natur
und versuchen sie zu errörnde
freulich ist festzustellen, daß
wachsender Begeisterung immer
am Wandern und an der Natur
len finden. (D)

Türkei zum militärischen Eingreifen
auf Zypern bereit?

Ankara. "Niemand ignoriert, daß die
türkische Regierung Instruktionen an
die Armee erteilt hat, die Landung
von 10 000 Mann auf Zypern vorzu-
bereiten", schreibt der Schwiegersohn
des türkischen Ministerpräsidenten,
Metin Tokar, in der politischen Wo-
chenschrift "Akis" und bemerkt dazu,
"im Zusammenhang mit Garantien,
die der amerikanische Unterstaatsse-
kretär Ball gegeben habe, hätte der
Ministerpräsident Anweisung gegeben
vorerst auf die Rechte zu verzichten,
die der Türkei durch die Verträge
klar zugesprochen wurden." Wie auch
die politischen Verhandlungen verlau-
fen werden, sollte es zu einem neuen
Blutbad kommen, werden die türki-
schen Streitkräfte auf Zypern einge-
fen und die in den Abkommen von
Zürich und London vorgesehenen Ver-
antwortlichkeiten übernehmen.

Die politischen Verhandlungen, so
schreibt Tokar, verlaufen in einer neu-
en Atmosphäre. "Es ist sehr wahr-
scheinlich, daß eine Landung den
Waffeneinsatz notwendig machen
wird. Es ist auch möglich, daß man
in diesem Falle nicht nur mit Strei-
kräften von Makarios zu tun haben
würde. Aber die Welt muß wissen,
daß sich die Türkei dieser Dinge be-
wußt ist. Wenn man gegen einen
Mann, der die Verträge durch Gewalt

ändern will, nicht selbst Gewalt
wenden, kann sich das Geschehen
Welt ändern. Bis jetzt haben die
Verbündeten in den Debatten
Makarios und in der UNO einge-
halten, deshalb bedauert Inonu
die von ihm gebrachten Opfer.
hat sich nicht geändert,
die Griechen, die das Zypern
zur nationalen Hysterie gemach-
ten.

"Wenn es keinen anderen
mehr gibt, dann muß alle Welt
sen, daß Inonu nicht zögern
das Notwendige zu unter-
sagt Tokar abschließend.

Makarios über die britische
Truppenverstärkungen

Erzbischof Makarios drückte
interimistischen britischen
missar Cyril Pickard offiziell sein
unruhe über das ständige
treffen britischer Truppen in
aus, berichtete gestern die griechi-
zyprische Presse.

Die Zeitungen betonten,
Verstärkungen ohne die Zustimmung
der zyprischen Regierung
die nicht einmal unterrichtet
Der Einsatz dieser Truppen in
selbstungen erzeuge in der
schen Bevölkerung Bedenken
re wahren Absichten.

RUNDFUNK FERNSEHEN

Sendung
des
Belgischen Rundfunks
und Fernsehens
in deutscher
Sprache
88,5 Mhz. — Kanal 5

Dienstag:
19.00 - 19.15 Uhr: Nachrichten und
Aktuelles
19.15 - 19.30 Uhr: Star und Schil-
geparade
19.30 - 19.45 Uhr: Frauensendung
19.45 - 20.00 Uhr: Weltgeschichte
der neuesten Zeit
20.00 - 20.50 Uhr: Symphonische
Musik
20.50 - 21.00 Uhr: Abendnachrich-
ten, Wunschkasten usw.

Mittwoch:

19.00 - 19.15 Nachrichten und Ak-
tuelles
19.15 - 19.45 Beliebte und bekann-
te Orchester
19.45 - 20.00 Uhr: Landwirtschafts-
sendung
20.00 - 20.20 Operamusk
20.20 - 20.50 Verschied. Reportagen
20.50 - 21.00 Abendnachrichten,
Wunschkasten usw.

Dienstag: 25. Februar

BRÜSSEL I

12.08 Bonjour Musique

12.30 Aktuelles Mittagsmagazin
13.00 idem
14.10 Bunte kurze Sendungen
15.30 „Un oubli moins profond“
16.08 Radio-Orchester Beromünster
17.15 Jugendsendung
17.45 Gut zu wissen
18.03 Soldatenfunk
18.30 „Le Tour du Monde“
18.40 Leichte Musik
19.00 Israelitische Sendung
19.20 Soeben erschienen
20.00 Das Feuilleton
21.00 Schallplattenrevue
21.30 Weiße Seite
22.15 Aktuelles vom Jazz

WDR-Mittelwelle

10.30 Straßenzustand
12.15 Vesco d'Orio spielt
13.15 Hermann Hagedstedt mit sel-
nem Orchester
16.05 Kammermusik von Donizetti
16.30 Kashtanka, von Tschadow
17.05 Welt der Arbeit
17.30 Feierabendklänge aus Wedel
19.15 Bericht aus Amerika
19.25 Das Tanzorchester ohne Na-
men
20.00 Der Film Spiegel
20.30 Schallplatten für die Tanz-
stunde
21.55 Auf ein Wort
22.00 Der fabulöse Kosmos
des Plinius Secundus
22.45 Unterhaltungsmusik
0.20 Internationaler Plattenkate-
log

UKW West

13.00 Noten-Rendezvous
15.35 Klaviermusik
16.05 Romantische Choralieder
17.00 Was gibt's Neues?
18.40 Hausmusik
20.00 Musik der Romantik
20.30 Laudatio, Hörspiel

21.40 Jazzmusik

MITTWOCH: 26. Februar

BRÜSSEL I

12.03 Schläger auf Marsch
12.30 Aktuelles Mittagsmagazin
13.00 idem
14.03 Folklore der Welt u. k.
Sendungen zur Unterhaltung
15.30 „Un oubli moins profond“
16.08 Musik in Spanien
17.15 Auswahl - 20
17.45 Gut zu wissen
18.03 Soldatenfunk
18.30 „Le Tour du Monde“
18.40 Leichte Musik
19.20 Soeben erschienen
20.00 Gr. Sinfonie-Orch. der RTB
21.35 Weiße Seite
22.15 Intern. Musikbox

WDR-Mittelwelle

12.15 Hermann Hagedstedt spielt
13.15 Kölner Rundfunksinfonieor-
chester
16.05 Musikal. Legenden und Bal-
laden
16.30 Kinderfunk
17.05 Der Buchanzeiger
17.30 Musik zum Feiernabend
19.15 Wettkampf der Systeme
19.30 Ballettmusik
20.15 Thank you and good night,
Hörspiel
22.00 Heitere Musik
22.30 Intern. Kulturzentrum Ber-
lin
22.50 Nachkonzert
23.50 Eiskunstlauf-Weltmeister-
schaften in Dortmund
0.20 Tanz- und Unterhaltungs-
musik

UKW West

13.00 Wellenschaudel

5.35 Westfälische Volksmusik
16.00 Neue Kammermusik
17.00 Alte Melodien
18.40 Unterhaltungsmusik
20.00 Wir sehen Kunst
20.10 Operettenkonzert
23.05 Notturmo

FERNSEHEN

Dienstag: 25. Februar

BRÜSSEL u. LÜTTICH

14.15 Schulfernsehen
18.30 Nachrichten
18.33 Kunstbetrachtung
19.00 Intern. Landwirtschaftsmaga-
zin
19.30 Janique Aimée, Filmfeuille-
ton
20.00 Tagesschau
20.30 Lieder für eine Kamera
21.00 Ueber den Tourismus
21.40 Die Erbschaft, japanischer
Film
23.10 Tagesschau

Deutsches Fernsehen I

10.00 Nachrichten und Tagesschau
10.20 Die Schaubude
11.00 Das Fernsehgericht tagt
12.00 Aktuelles Magazin
17.0 Unsere Märchenlaterne
Kinderstunde
18.10 Nachrichten
18.30 Hier und heute
19.15 Zu Gast in Hamburg
19.45 Wir bauen uns ein Haus
20.00 Tagesschau und Wetter
20.15 Unsere Sorgen - fern ge-
sehen
Berichte aus Amerika
22.15 Don Juan in der Holla
aus der Komödie „Mensch
und Uebermensch“ von G.
B. Shaw
23.30 Tagesschau und Wetter

22.45 Weltmeisterschaften im Eis-
kunstlauf
Paarlaufen - Pflicht

Holländisches Fernsehen

NTS:
14.00 Schulfernsehen
19.30 Bücherbote
NTS:
20.00 Tagesschau
20.30 Tagesschau
20.55 Erziehungsprogramm
20.55 Televisier, Aktuelles
21.10 The virtues of Madame
Doucey, Film
22.00 Dokumentarprogramm
NTS:
22.45 Nachrichten

Flämisches Fernsehen

14.05 Schulfernsehen
19.00 Katholische Sendung
19.30 Eine Steinzeitfamilie im 20.
Jahrhundert
19.55 Sport
20.00 Tagesschau
20.50 Die Katze auf dem Seil.
Filmfolge
20.50 Die Krankheiten unserer
Zeit
21.40 Festival, Preisgekrönte Kurz-
filme aus Deutschland, Frank-
reich und Rumänien
22.30 Tagesschau

Luxemburger Fernsehen

Der lange Weg

Die dramatische Geschichte einer Flucht / Von Slavomir Rawitsch

Copyright by Verlag Heinrich Scheffler, Frankfurt am Main, durch Verlag v. Graberg & Görg, Wiesbaden

Auch Marchinkowas, der junge Litauer, lebt nicht mehr. An einem kalten, nebligen Novembertag im Himalaja ist er nicht mehr aufgewacht. Die Strapazen der letzten Monate waren größer als sein unbändiger Wille, zu leben.

11.

Wir standen wie vor den Kopf geschlagen. Keiner wußte, woran Marchinkowas gestorben war. Hatte sein starker Wille über seine innere Erschöpfung hinweggetäuscht? Marchinkowas, der Schweiger, der uns manchmal mit seinem treffsicheren Zynismus überraschte; dieser Gefährte, der viel seinen eigenen Gedanken nachhing; der ernste Mann, den nur Kristina zum Lachen brachte — unser alter Freund und Kamerad, hatte in den Bergen Tibets den Kampf aufgegeben.

In dem felsigen Grund fanden wir kein Grab für ihn. Deshalb beteten wir ihn in einer Felsspalte, an deren Rand wir Geröll und andere Steine aufstürzten, zur letzten Ruhe. Kolomenos erfüllte eine letzte traurige Pflicht und schnitzte ein kleines Holzkreuz, das wir in dem Geröll befestigten. Jeder sagte dem Kameraden auf seine Weise Lebewohl. Stumm empfahl ich seine Seele Gott.

Weiter zu tönt

Schweren Schrittes gingen wir zu fünf weiter. Marchinkowas' Fufaike und seine Zobelweste nahmen wir mit. Sie konnten uns noch von Nutzen sein.

Die Landschaft veränderte sich wieder und erforderte Mut und Ausdauer durch die zerklüftete Steilheit der schroffen Felsen. Auf schwierigen Strecken bedienten wir uns jetzt der Drahtseile. Wir versuchten immer, abends eine Siedlung zu finden, wo wir übernachten konnten, aber nur allzuoft überfiel uns die Dämmerung, ohne daß eine menschliche Behausung in Sicht war.

Einmal sahen wir aus der Höhe in vielen Kilometern Entfernung, wie sich die Sonne in den blinkenden Dächern einer fernen Ansiedlung spiegelte, und wir gaukelten uns vor, Lhasa, die heilige Stadt, wenigstens gesehen zu haben. Vielleicht war es auch nur ein grü-

Lehrer hob lächelnd die Hand zum Zeichen, er solle langsamer sprechen. Bald waren sie in eine Unterhaltung verwickelt, die ihnen beiden Spaß machte.

Zaro untermalte die Unterhaltung mit einer Fülle von Gesten, es gab sprachliche Neuschöpfungen und Vereinfachungen. Die Tibetaner schienen vergnügt, wie sich das alles regelte, und strahlten uns an.

Dann sagte der Lehrer mit seiner gleichmäßigen, freundlichen Stimme: „Gehen Sie mit dem Mann, der Sie hierherbrachte. Er wird Sie in sein Haus laden und versorgen. Später komme ich nach, dann können wir uns weiter unterhalten.“

Er gab dem Tibetaner noch einige Anweisungen. Unser Gastgeber nahm uns mit sich und bot uns in seinem Hause zunächst Tee an, während er ein Essen für uns vorbereiten ließ.

Nach tibetanischem Brauch trat der Lehrer, ohne zu klopfen, ein und verbeugte sich noch einmal vor uns in der Runde. Dann setzte er sich und nahm mit uns das Essen ein.

Zaro versuchte, aus ihm herauszubekommen, wo er erzogen worden sei, und besonders, wo er Französisch gelernt habe. Aber die Frage, die uns am meisten interessierte hätte, wollte er offenbar nicht verstehen. Ich hatte das Gefühl, daß dieser Mann nicht immer in Tibet gelebt und daß er vielleicht

längere Zeit in Französisch-Indochina verbracht hatte.

„Und wohin gehen Sie?“ fragte er. „Wir wollen nach Indien“, sagte Zaro. Es hatte keinen Sinn mehr, die Pilgerfahrt nach Lhasa vorzuschützen, wir waren schon viel zu weit von der Route abgekommen.

Unser tibetanischer Gastgeber bat höflich um eine Übersetzung von Zaros Worten, die ihm der Lehrer bereitwillig gab. Dann baten wir unsererseits den Lehrer, seinem Landsmann unseren Dank für das Mahl und für seine Gastfreundschaft zu übermitteln. Der Tibetaner sagte einige Worte, und der Lehrer übersetzte: „Er wünscht, daß eure Füße euch gesund ans Ziel tragen und euch kein Mißgeschick auf euerm Weg zustößt. Heute nacht sollt ihr unter seinem Dach schlafen, und morgen gibt er euch Lebensmittel für die Weiterreise mit.“

„Sie sollten Ihre Route ändern“, riet er uns dann schließlich. „In den Bergen ist zweifellos schlechtes Wetter, und Sie würden viel auszusetzen haben. Am besten gehen Sie nach Lhasa und schließen sich einer Karawane an. Das kann zwar eine ganze Weile dauern, aber Sie werden später erkennen, daß sich das Warten lohnt.“

Zaro erwiderte, daß wir über den Rat nachdenken würden, aber wir wußten alle, daß wir Lhasa nicht betreten würden.

Wieder ist es Weihnachten

Zaro bat auch den Lehrer, uns das Datum zu errechnen. Wir schrieben den 23. Dezember 1941!

Für die Nacht wurden Schaffelle auf dem Boden ausgebreitet, und wir schliefen gesund bis in den Morgen hinein. Mit Eßvorräten und vielen guten Wünschen für die Reise wurden wir entlassen.

Am Heiligen Abend saßen wir um ein weithin leuchtendes Feuer. Die Nacht war bitterkalt, und keiner von uns wollte sich schlafen legen. Wir sprachen von Weihnachten, besonders über den schrecklichen Heiligen Abend

von niedrigen Steinhütten abfiel. Dicht hintereinander näherten wir uns den Hütten. Sie waren so niedrig, daß Kolomenos den Kopf einziehen mußte, damit er nicht an das Dach stieß.

Netze, Bambusstäbe und zylindrische Holzböcke, auf denen vermutlich die Boote ans Wasser gerollt wurden, lagen umher. Wir suchten die beste Hütte aus und richteten uns darin für die Nacht ein.

Auf dem irdenen Fußboden war ein schwarz gewordener, hart zusammengebackener Kreis mit ein paar verkohlten Holzstücken, darüber eine kleine Öffnung im Dach. Hier richteten wir unsere Feuerstelle ein, splitteten Bambusstücke als Brennstoff und häuften Tierdung darüber, den Zaro gesammelt hatte.

Im Februar passierten wir das letzte Dorf, eine Siedlung von acht oder neun Häusern, die sich über einem engen Tal in eine Bergmulde schmiegt. Hinter dem Dorf ragte drohend der Bergwall auf, den wir in mühseliger zweitägiger Fußwanderung überschritten hatten. Die Häuser fielen uns durch ihre Zweigeschossigkeit auf. Dergleichen hatten wir seit Verlassen Sibiriens in ganz Tibet nicht mehr gesehen.

Tee und Haferkuchen

Durch Zeichensprache machten wir den Bewohnern des Dorfes das Woher und Wohin unserer Reise klar, worauf sie unsere Kühnheit gebührend bewunderten. Dann nötigten sie uns freundlich zu Tee, Haferkuchen und Lammatrat in eines ihrer Häuser. Auch hier entdeckten wir als charakteristischen Bestandteil des Wohnraums einen flachen Stein, der in Brusthöhe nahe der Eingangstür eingelassen war und drei oder vier Inschriftzeilen trug. Wie uns der Tscherkesse erzählt hatte, verstehen nur gewisse Lamas solche Steine zu bearbeiten, denen die Tibetaner als dämonenabwehrende Fetsche großen Wert beimessen. Die eingemeißelten Worte beziehen sich auf die Vertreibung böser Geister.

Paluchowitsch bekam etwas Fett, vermutlich Schafalg, mit dem er seine wunden Füße einreiben konnte. Aus allen Häusern kamen Erwachsene und Kinder und begrüßten uns. Man lächelte, verbeugte sich und nickte freundlich und viel. Zweifelloser war unsere Ankunft ein außerordentliches Ereignis und mußte noch lange als unerschöpflicher Gesprächsstoff herhalten.

Die Bewohner dieses Dorfes waren geübte Weber. Im Hauptraum des unteren Stockwerks standen ein Spinnrad und ein kleiner Webstuhl. Der wollene Stoff, den sie herstellten, war dicht gewirkt und hielt sehr warm. Am schönsten gelangen ihnen Decken und Bettbezüge in bunten, gelbroten Tönen. Die Schafe, welche die Wolle lieferten, überwinterten in trockenen Pflerchen, die auf einer

So kamen wir eines Morgens Anfang März in ein weites, schneebedecktes Tal. Die Sonne schien so warm, daß wir die Masken und Mützen abnahmen.

Schweigend setzten wir uns nieder. Seit mehreren Tagen hatten wir nichts mehr gegessen, und unsere Stimmung war niedergedrückt. Plötzlich hörte ich etwas, hielt den Atem an und lauschte.

Paluchowitsch brach unser Schweigen: „Hat da nicht ein Hund gebellt?“

„Ich habe auch so etwas gehört“, sagte ich. Mit gespitzten Ohren gingen wir dem Laut nach, und schon nach hundert Metern sahen wir einen Mann, der aus einer Hütte trat und zu uns blickte. Er sprach auf seinen Hund ein, dem sich noch ein zweiter zugesellte. Das Bellen verstummte sofort.

Der Mann hatte einen wuscheligen, weißen Bart und ein durchfurchtes, wettergebräuntes Gesicht. Beim Lächeln entblößte er einen zahnlosen Mund.

Ich weiß nicht, wer sich mehr über diese un-

Seite durch niedrige Steindächer gegen das Wetter geschützt waren. Hier, in dem stickigen Geruch der Tiere, schliefen wir die Nacht über mollig und warm, während der Wind um die dicken Mauern heulte.

Zaghafte weckte uns das Tageslicht, indem es einen kraftlosen Strahl durch das einzige kleine Fenster in der dicken Wand aus Glimmerstein schickte.

Während wir unser reichliches Morgenmahl zu uns nahmen, unterzog der Hausherr unsere abgetragenen Eßsäcke einer eingehenden Untersuchung.

„Er macht sich Sorgen, weil wir ohne Lebensmittelvorräte reisen“, sagte der Amerikaner.

Unser Gastgeber ging in das kleine Hinterzimmer und sprach mit den Frauen. Nach einer halben Stunde kam er mit einem frisch geschlachteten und gehäuteten Hammel zurück, und sogleich gingen die Frauen ans Zerlegen und Braten des Fleisches.

In der Zwischenzeit besah sich der Hausherr auch unsere aufgelaufenen wunden Füße.

An Paluchowitschs Fellschuhen demonstrierte er, wie man die Füße mit roher Wolle gegen Kälte schützen könne. Von einem großen Ballen Rohwolle riß er faustgroße Stücke ab und reichte sie herum. Wir wattierten damit unsere Mokassins und dankten dem fürsorglichen Mann mit unseren strahlenden Gesichtern.

Als wir das Bergdorf verließen, waren wir mit Lebensmitteln, darunter der Hälfte des gebratenen Lammes, beladung.

Auf einem schmalen Pfad geleitete uns der Tibetaner noch ein Stück durch das Tal und bezeichnete uns in der Ferne zwei dicht nebeneinanderliegende Gipfel, auf die wir zu halten sollten. Unter Verbeugungen trennten wir uns voneinander, und Paluchowitsch sagte auf polnisch: „Gott sei mit dir.“

Zweifel und Hoffnungslosigkeit

Bis zum Abend legten wir müheles noch knapp zwanzig Kilometer zurück. Dann zündeten wir ein kleines Feuer an und besprachen unsere Lage. Ich rang mit der verzweifelten Angst, daß jetzt, nachdem Tausende von schwer errungenen Kilometern hinter uns lagen, das Unheil uns doch noch erreichen würde. Besonders nachts befielen mich Zweifel und Hoffnungslosigkeit. Die anderen kämpften sicher genau so mit sich, aber keiner ließ ein Wort darüber fallen. Kam erst der Morgen, dann sah alles weniger aus.

Wie Automaten brachen wir jeden Morgen auf, von einem „Auf marsch!“ das der eine oder andere aussprach, ermuntert. Keiner hätte je um einen halbstündigen Aufschub gebeten. Wir gingen einfach, wir liefen uns die Müdigkeit aus den Gliedern und die Kälte der Nacht aus dem Körper. Unsere streng rationierten Eßvorräte reichten, bei einer Mahlzeit am Tag, genau zwei Wochen. Das war für die Strapazen der anstrengenden Bergbesteigungen und der gefährlichen Abstiege ungenügend, aber wir hatten wenigstens das beruhigende Gefühl, nicht hungern zu müssen, solange sich noch etwas Eßbares in unseren Beuteln fand.

Im Laufe der Wochen entwickelten wir uns zu wahren Kletterkünstlern. Ich war schon vor dem Krieg in Polen geklettert, aber diese Art Sport hatte wenig mit unseren Himalajatauren gemeinsam. Zudem war ich damals mit Nagelschuhen und dem notwendigen Zubehör versehen und überdies häufig von geschulten Bergführern betreut.

Hier mußten wir manchmal stundenlang klettern, die Säcke lasteten auf dem Rücken, und allzuoft war der Weg von einem steil abfallenden, glatten Felsblock versperrt. Wir klammerten uns an unsere Haltevorrichtungen und suchten mit den wunden, verkrampften Füßen in den weichen Fellschuhen nach Halt.

An klaren Tagen blendete der funkelnde Schnee unsere ungeschützten Augen, während sich die Kälte wie mit eisernen Bändern um unsere Stirn legte. Da Not erfindersich macht, fertigten wir aus unserem Schaffell maskenartige Kopfschützer, in die wir nur zwei Schlitz für die Augen schnitten. Den oberen Rand klemmten wir unter die Mützen, die untere hing lose bis zur Nase herab.

Schützte uns die Maske auch wirksam gegen Kälte und Augen und Stirn gegen die blendende Sonne, so wußten wir leider nicht zu verhindern, daß sich Feuchtigkeit unter ihr ansammelte und uns Mund und Nase gefror. Ich blieb manchmal stehen und preßte mit den behandschuhten Händen die untere Gesichtshälfte, damit die Eisperlen schmolzen.

Nur beim Klettern zogen wir die Fäustlinge aus und ließen sie an Lederriemen von den Handgelenken baumeln.

Mit den Ohrenklappen unserer Mützen und den Fellmasken waren wir so verumumt, daß wir fast nichts mehr hörten. Es gab Mißverständnisse über Mißverständnisse. Todmüde, mürrisch und immer hungrig gingen wir weiter.

Endlich wieder ein Mensch

erwartete Begegnung freute — er oder wir. Er redete, verneigte sich immer wieder und lächelte uns an. Wir ließen es bei Verbeugungen nicht bewenden, sondern umtanzten ihn vor übergroßer Freude. Sogar die Hunde staketen wir mit unserer Begeisterung an. Sie sprangen wie wild um uns herum, wedelten mit den buschigen Schwänzen und kläfften aufgeregt.

Hinter dem kleinen Eingang hätte ich niemals eine Höhle von solcher Ausdehnung vermutet. Der Grundriß wies die Form eines Bumerangs auf.

In der Mitte der Höhle brannte ein Feuer, daneben lag Reisig und Dung als Brennstoff. Auf den Steinen der Feuerstelle standen ein größerer und ein kleiner Kessel. In dem größeren wurde Schnee zum Trinken der Schafe geschmolzen. Der andere Kessel war sozusagen des Schäfers Allzwecktopf, in dem er sogleich für uns Tee kochte — das einzige Mal übrigens, daß ich in Tibet Tee aus lose getrockneten Blättern sah. (Forts. folgt)



Hinter dem kleinen Eingang hätte ich niemals eine Höhle von solcher Ausdehnung vermutet. In der Mitte brannte ein helles Feuer.

beres tibetanisches Kloster, auf alle Fälle lag es aber in der Richtung von Lhasa, und die Vorstellung, die Stadt, deren Name uns als Talsman gedient hatte, nun auch gesehen zu haben, spornte uns an.

Gegen Ende Dezember betraten wir das größte Dorf auf unserer Wanderung durch Tibet. Es glied sich mit seinen rund vierzig Häusern, die entlang der Straße zwei ungewöhnlich gerade Reihen bildeten, fast einer kleinen Stadt. Außerdem zeichnete es sich durch ein größeres Gebäude aus, das die anderen Häuser überragte. In Europa hätten wir es sicher für das Rathaus gehalten.

Ein Dorfbewohner führte uns zu diesem Haus. Wir wunderten uns schon, daß uns unterwegs keine Kinder begegneten, da kamen die Kleinen schwatzend und lachend herausgesprungen: es war das Schulhaus.

Unser Begleiter zeigte uns einen schlanken, schmalgesichtigen Asiaten mit klugen Augen, der dann verschwand. Sicher war er kein Tibetaner. Chinese? Ich weiß es nicht. Wir hielten ihn für den Lehrer.

Verständigung auf Französisch

Drei, vier tibetanische Dorfbewohner standen neben uns, als er zum zweiten Mal herauskam. Aus der Unterhaltung mit ihnen erfuhr er, daß wir Fremde seien, die ihre Sprache nicht verstünden. Soviel wurde uns klar.

Langsam und deutlich redete er uns daraufhin in mehreren Sprachen an — es mochte Tibetisch und Chinesisch darunter sein. Ich sagte ein paar Worte auf Russisch, Zaro sprach deutsch, aber wir kamen zu keiner Verständigung. Eine Zeitlang standen wir ratlos da, die Tibetaner machten bekümmerte Gesichter.

Schließlich sagte er langsam ein paar französische Worte. Jetzt warf sich Zaro ins Gefecht. Er sprudelte eifrig drauflos, und der

im Vorjahr, als wir durch die sibirische Schneewüste dem Lager zutrotzten.

Plötzlich riß uns Paluchowitsch aus unseren Träumen und stimmte mit seiner rostigen Stimme ein polnisches Weihnachtslied an. Er war gläubiger Katholik. Da keiner von uns in sein Lied einfiel, brach er nach der zweiten Strophe ab und sagte fast entschuldigend: „Soweit ich zurückdenken kann, habe ich an jedem Heiligen Abend Weihnachtslieder gesungen. Deshalb habe ich es auch heute getan. Ich weiß, daß es uns Glück bringt.“

Die Tage waren kalt, die Nächte noch kälter. Drohende Schneewolken hingen über den fernen unheimlichen Vorgebirgen des Himalaja. Eine Nacht verbrachten wir in einem armseligen Dörfchen, das nur aus vier Steinhütten bestand, und am nächsten Morgen machten wir uns aus dem Schaffell, das uns der Tscherkesse geschenkt hatte, warme Fäustlinge.

Die Vorgebirge des Himalaja

Es muß gegen Ende Januar gewesen sein, als wir an den breiten, völlig zugefrorenen Strom kamen, der in westöstlicher Richtung durch den Südtel Tibets fließt, sich den Lauf durch die Gebirgsbarriere bahnt und als der mächtige Brahmaputra in Indien seinen Weg fortsetzt.

Der Winter hatte uns wieder eingeholt. Nachts fielen die Temperaturen weit unter den Gefrierpunkt. Dichter Schneefall wechselte mit Hagel, die Winde wehten eisige Bergluft ins Tal.

Wenn uns auch nicht die Strenge des sibirischen Winters umfiel — unterernährt und geschwächt von neunmonatigem Fußmarsch, wie wir waren, ließen sich die Lebensbedingungen nicht genug für uns an.

Nach der Überquerung des Flusses liefen wir einige Kilometer am Ufer entlang, bis wir an eine Stelle kamen, wo es zu einer Gruppe

30 Tagesschau und Welt
10 Weltmeisterschaften
Schwergewichtsböwen
Liston - Cassius Clay
(Miami Beach)

olländisches Fernsehen

- NTS:
- 00 Intern. Jugendmagazin
- KRO:
- 00 Für Kinder
- 30 Von unserem Sport
- NTS:
- 00 Tagesschau und Wem
- KRO:
- 20 Im Brennpunkt,
- 45 TV dansant, Leichtes
- gramm
- 15 Bonanza, Film
- 05 Land unserer Kinder,
- mentarprogramm
- 40 Andacht
- NTS:
- 55 Nachrichten
- in Dortmund
- 00 Eiskunstlauf-Meister

länisches Fernsehen

- 00 Televisum
- 00 Ueber die niederländi
- Sprache
- 15 Niederländischer
- 25 Für die Frau
- 55 Sport
- 00 Tagesschau
- 20 Dossier Belgien
- 00 Filmtribüne: Placido,
- eder Film
- 30 Tagesschau

uxemburger Fern

- 9.00 Für Briefmarkenfren
- 9.20 Bayard, Kriminalfilm
- 0.00 Tagesschau
- 0.30 Der Sohn des



Eine Feuer

Unvermutete

Mit völlig versengter Honoluli der niederländischen Anker. Kapitän noch ganz unter dem lichen Naturschauspiel Passieren der Enderb Aus der keineswegs tlich eine riesige Font unter Brodein und verwandelte. Nach k eine mindestens ach säule, die regelrecht i in den Himmel scho weitem Umkreis in c derte. Der an dieser der Wasseroberfläche des Hasting-Underp brachen.

Der Hasting-Under unregelmäßigen Zeita ist der größte unters Echolotungen haben o über 6000 Meter tiefe emporsteigt, so daß s ter nur 150 bis 180 M spiegel liegen. Die E diese Wasserbarriere gem Druck aus der hervorschießenden v glühenden Lava den V Allerdings bricht die schnittlich zwei bis d zusammen. Unter Zischen schließt sic Ozean für dieses ein preisgab.

Nur viermal befand der Nähe des Hasti Ozean zum Kochen t Kapitän Wenzel von bisher am nächsten „Mit voller Kraft v Schiff in Sicherheit“. „Hätte ich vorher de geändert, wäre mein verbrannt. Die Lava

Fast hätte er's nicht gemerkt...

Juwelenraub in London / Von Wolfgang Dohse

Immer noch stark benommen erhob sich Mister Morris von der Parkbank, schaute sich um und tastete seine Kleidung ab. Gottlob: Brieftasche, Börse, Manschettenknöpfe, Krattwattennadel, Uhr — es fehlte nichts.

Er konnte sich lediglich erinnern, daß der Mann wie zum Gruß die Hand gehoben hatte, und während er, James D. Morris, Inhaber des Juweliergeschäftes Morris und Cie. in der Wellingtonstreet in London, noch krampfhaft sein Gehirn zermartete, ob er den Mann kenne oder nicht, erhielt er einen Schlag über den Kopf und — wachte hier in diesem Park wieder auf. Mit hundertprozentiger Sicherheit hatte man inzwischen sein Geschäft ausge-raubt! Also nichts wie an den nächsten Bobby heran!

Mister Morris verließ eilig die Parkanlagen und steuerte auf die belebte nahe Straße zu. Bei seiner Hast bemerkte er nicht zwei Teen-ager, die sich gerade mit einem saloppen „Good bye“ — „Good bye“ verabschiedeten, und rannte das eine Mädchen beinahe über den Haufen. „Excuse me“, murmelte Morris und lief eilig weiter.

Dann sah er sich um. Dem Verkehr und den Gebäuden nach mußte man ihn in der City einer Großstadt abgesetzt haben. Aber obwohl er auf seinen langjährigen Geschäfts-reisen so gut wie alle größeren Städte wenig-stens Süd- und Mittellands kennengelernt

hatte, vermochte er nicht festzustellen, wo er sich befand. Zudem herrschte der berühmte englische Nebel. Reklame-Inschriften leuchte-ten von den Hauswänden. Grellrote Buchsta-ben standen auf einem mannshohen Plakat.

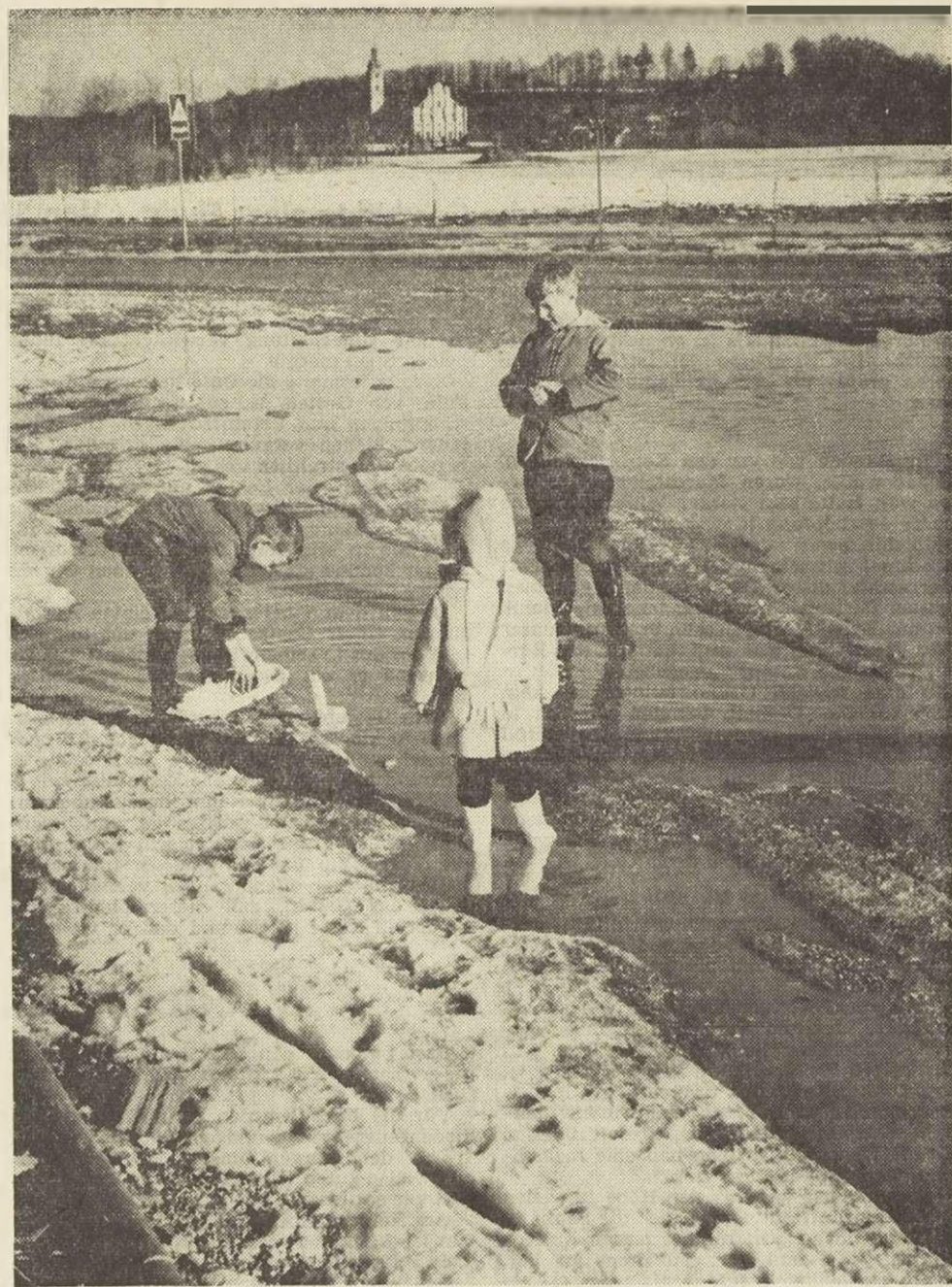
Mister Morris bahnte sich den Weg durch die vorüberstehende Menschenmenge. Die Ge-spräche der Passanten nahm er überhaupt nicht wahr. Höchstens drang hin und wieder ein angeregtes „Hallo“ oder „Okay, boy“ an sein Ohr, das sich zwei Twens zuriefen.

Endlich entdeckte Morris auch einen Bobby. Aber was trug denn der Mann für eine Uni-form? War er etwa sogar in Schottland oder auf der Grünen Insel? Dort kannte er sich nicht aus.

Mister Morris trat an den Beamten heran. Lüftete den Hut und stieß aufgeregt ein: „Please, Sir, I am...“ hervor. Weiter kam er nicht. Der Uniformierte zuckte die Schultern und antwortete mit dem Ausdruck grenzen-losen Bedauerns:

„Tut ma leid, Mista, aba ik vasteh leida keen Englisch!“

In diesem Augenblick kam es wie eine Er-leuchtung über James D. Morris, Inhaber des Juweliergeschäftes Morris und Cie. in der Wellingtonstreet in London. Da hatte man ihn doch tatsächlich nach Deutschland ver-schleppt. Man sollte es nicht für möglich hal-ten — fast hätte er es nicht bemerkt!



AUCH DAS TAUWETTER BESCHERT DEN KINDERN FREUDEN

Das mauritische Fieber an Bord

Tapfere Frau Margata / Von Ludwig Büte

Die schwere, ernste Stadt Papenburg an der Ems, mutige Gründung Dietrichs von Velen, besaß noch im vergangenen Jahrhun-dert eine Segelschiffsflotte, welche die alte Erde bis in die letzten Ecken durchfuhr und zeitweise die Hamburgs wesentlich an Zahl und Bedeutung überstieg. Die Frauen pfleg-ten, solange die Kinder noch nicht die Schule besuchten, ihre Männer zu begleiten, und so war es denn nicht weiter verwunder-lich, daß 1890 Margata Meinders, damals eine sechszwanzigjährige junge Mutter, mit ihrer vierjährigen Tochter ihrem Mann auf dessen Dreimastschoner „Johanna“ folgte, der bis Mauritius auch eine glückliche Fahrt hatte.

Das Schiff ging für kurze Zeit ins Albion-dock der Hafenstadt Port Louis und über-nahm dann eine Zuckerladung, leider nicht auf der offenen See, sondern in dem, wie sich später herausstellte, völlig verseuchten, faul-igen Dock.

Am 14. Oktober fuhr man fort, die Sonne glütete, aber der Wind war günstig. Steuer-mann Heyen hatte leichte Arbeit. Die Leute, dreizehn Mann, zum Teil Papenburger, zum Teil überall anheuer, döckten auf Deck oder rälkelten sich in den stickigen Kabinen. Manch-mal stieg ein Gewitter auf, aber es verwehte im brennenden Glast über dem Indischen Ozean. Meer und Himmel waren bald nur noch ein.

Am siebten Abend fühlte sich der Matrose Johnson nicht wohl; er hatte fast vierzig Grad Fieber. Der Kapitän gab ihm Chinin und steckte ihn in die Hängematte. Eine halbe Stunde später meldete sich Bahnes krank. Jetzt ist kein Zweifel mehr möglich, sie haben aus dem Dock das mauritische Fieber, die Ma-laria, eingeschleppt.

Am andern Mittag hatte es den Koch Hövel gepackt. Dabei lagen bis Melbourne, wohin die Ladung bestimmt war, noch zwei Monate Fahrt vor ihnen.

Frau Meinders kochte und sie pflegte die Kranken. Es half nichts, Johnson starb. Als

WILLE UND KRAFT

Sieht zum geplanten Werke
wie die Kraft,
Entreißt dich des Zweifels langer

Der Wille ist es, der die Tat
verschafft,
In ihm birgt sich, was dir noch
fehlt: die Kraft.

ihn der Schiffszimmermann eingenäht hatte, raste der Sturm los. Man half sich, so gut es ging, obwohl auch die andern schon ange-fallen waren. Zu allem Unglück brach auch der Kapitän zusammen. Aber er hielt sich noch hoch; es stand zuviel auf dem Spiel.

Endlich befahl Heyen, dreihundert Sack Zucker zu versenken, da man kaum noch Herr über den stark bepäckten Schoner war. Margata Meinders half und löste den Steuer-mann ab, der, selbst schon todkrank, von Chinin nichts wissen wollte und sich mit Tran aus Schweinefleisch zu kurieren hoffte. Einer nach dem andern starb; am fünfzigsten Tage hatte man sieben Tote. Nirgendwo war ein Schiff zu sehen, das helfen konnte; dazu nahmen die Vorräte in der Medizinkiste beden-klich ab. Endlich sichtete man einen Dampfer; aber er war zu weit entfernt, und Signale hatten keinen Zweck. Jedes Zeichen verglu-tete in der kochenden Luft.

Nach zwei Tagen läuft man Freemantle an. Röhren und Plock kamen in der Quarantäne-station wieder zu Kräften. Die Hafenbehör-den hielten das verpestete Schiff fest; man munkelte von Versenkung. Heimlich nahm man sechs neue Leute an Bord, die billige Ueberfahrt suchten und nicht gerade viel zu verlieren hatten. Still brach man auf.

Kapitän Meinders kam nicht mehr durch. Als man ihn über die Reling ließ, stand seine Frau daneben, versteint, verhärtet, aber geladen mit erbittertem Willen, sein Schiff, sein Werk und sein Kind zu retten. Sie über-

nahm das Kommando; die Rückkehr nach Freemantle wurde abgelehnt; sie wagten die neue Fahrt.

Nach drei Wochen wurde Melbourne gewon-nen; die Kaufleute überreichten ein Diplom, der deutsche Konsul half, alles drängte sich mit Geld, Lebensmitteln und herzlich-freund-licher Fürsorge um sie. Der Norddeutsche Lloyd beförderte Mutter und Kind auf seine Kosten zurück; die Welt hallte für Tage wider von Berichten über die tapfere Tat einer Frau, die einmal noch, ehe das Dampfschiff die Segel-schiffahrt lahmlegte, für sie Rahen, Masten und Segel aufrauschten ließ.

Margata Meinders ist erst vor einigen Jahr-zehnten in Papenburg gestorben. Auf ihrem Grabe liegt der verrostete Anker des Schoners. Die Stadt aber hat lange ihren alten Meeres-hunger aufgegeben, um wieder wie die Väter Moor zu graben und Torf zu stechen.

Schwarz-weiß, auf den Namen Aida hörend

Kleine Katzenparade / Von Erich Paetzmann

Eines Morgens erschien in den Tageszeitun-gen der Stadt eine Anzeige, daß eine kleine schwarzweiße Katze, auf den Namen Aida hö-rend, entlaufen sei und der ehrliche Finder gebeten werde, sie in der Ahornallee 7 gegen gute Belohnung abzugeben.

Wahrscheinlich wäre die kleine Aida zwi-schen den vielen anderen Verlustanzeigen recht unbeachtet geblieben, wenn nicht vor der Ahornallee der Name einer sehr bekann-ten Filmschauspielerin gestanden hätte. Schon um neun Uhr klingelte es am Gartentor der Villa Nummer 7.

Die Filmschauspielerin hatte heute einen dreifachen Tag und befand sich noch in der Badewanne. Sie wollte aber den ehrlichen Findern und schenkte ihnen sieben Bilder mit ihrer Widmung, dem schnapsduftenden Sub-jekt auch noch fünf Mark für angebliche Un-kosten. Dann zog sie sich, ein wenig nervös, nach hinten in den Wintergarten zurück und begann rasch und ohne rechten Appetit zu frühstücken, denn das Mädchen ließ vorne be-reits die nächsten ehrlichen Finder in die Diele ein.

Gegen ein Uhr mittags, so zwischen der neunundzwanzigsten und dreißigsten Aida, kam der Filmschauspielerin plötzlich zum Be-wußtsein, daß sie Katzen eigentlich nicht mochte. Zunächst betraf das noch die Gattung im allgemeinen, und es kostete sie immer mehr Überwindung, sich diese bösartigen, unberechenbaren und tückisch fauchenden Raubtiere aus der Nähe zu betrachten. Nach der vierzigsten falschen Aida war die Katze für sie bereits zum vollkommensten Inbegriff aller Falschheit dieser Welt geworden und ihre Abneigung so tief und heftig, daß auch die eigene entlaufene Aida darin einbezogen

in konvulsischen Zuckungen, und die beiden Jungen, die ihn mit gemachter Forscheit hereinschleppten, trugen viele frische Kratz-wunden an den Händen, als Zeichen eines harten aber siegreichen Kampfes.

Als die Schauspielerin erfuhr, daß bereits fünf Leute mit der geretteten Aida auf sie warteten, kürzte sie ihre Morgentoilette soviel wie möglich ab und trat dann mit einem freundlich und finsternen Lächeln in die Diele. Sieben Personen erhoben sich, erwiderten schüchtern oder forsch oder hingerissen ihren Gruß und hatten sechs Aiden bei sich.

Die Schauspielerin schaute sich die sechs Katzen allesamt geduldig an, bedankte sich dann geduldig bei den sieben enttäuschten Findern und schenkte ihnen sieben Bilder mit ihrer Widmung, dem schnapsduftenden Sub-jekt auch noch fünf Mark für angebliche Un-kosten. Dann zog sie sich, ein wenig nervös, nach hinten in den Wintergarten zurück und begann rasch und ohne rechten Appetit zu frühstücken, denn das Mädchen ließ vorne be-reits die nächsten ehrlichen Finder in die Diele ein.

Gegen ein Uhr mittags, so zwischen der neunundzwanzigsten und dreißigsten Aida, kam der Filmschauspielerin plötzlich zum Be-wußtsein, daß sie Katzen eigentlich nicht mochte. Zunächst betraf das noch die Gattung im allgemeinen, und es kostete sie immer mehr Überwindung, sich diese bösartigen, unberechenbaren und tückisch fauchenden Raubtiere aus der Nähe zu betrachten. Nach der vierzigsten falschen Aida war die Katze für sie bereits zum vollkommensten Inbegriff aller Falschheit dieser Welt geworden und ihre Abneigung so tief und heftig, daß auch die eigene entlaufene Aida darin einbezogen

wurde. „Gott sei Dank“, sagte sie um drei Uhr, „daß ich diese treulose und hinterhältige kleine Bestie los bin.“

Um vier Uhr stellte sie die Klingelleitung ab, gerade als sich der sechszwanzigste Be-sucher zum Klingeln anschickte, und legte sich erschöpft auf die Couch. „Jede Katze, die ich jemals wieder in meinem Hause finde, werde ich eigenhändig umbringen!“ schwor sie und schloß erblitt die Augen.

Fünf Minuten nach vier wurde sie von dem Mädchen in das Schlafzimmer gerufen. Dort lag Aida mütterlich schnurrend auf dem Bett-fell, und um sie herum krabbelten vier winzig kleine Kätzchen.

„O lieber Gott!“ stöhnte die Filmschauspieler-in ergriffen. Dann schickte sie das Mäd-chen nach Milch und Schabefleisch hinaus und machte unterdessen ihren fünf Aiden eigen-händig ein hübsches, weiches Körbchen zu-recht.

Denn wenn sie es recht betrachtete, war so eine kleine Katze doch das süßeste Geschöpf auf dieser Welt.

Kleine Geschichten von großen Leuten

Olaf Gulbransson, der bekannte Sempel-Zeichner, war auch körperlich eine ziemlich ge-wichtige Persönlichkeit. Nach des Winters Nässe betrat er wieder den Balkon seines Hauses, der, verfault, brach; und Gulbransson stürzte mit in die Tiefe.

Alle Münchner Zeitungen sandten ihre Reporter.

Olaf Gulbransson empfing sie hinter einer Maß Bier.

„Nicht schlimm!“ meinte er. „Nur vier Meter tief.“

„Allerhand!“ meinte einer.

„Nicht schlimm!“ sagte wieder Gulbransson. „Ich hatte Glück. Ich fiel nur auf den Kopf.“ Vorsichtig strich er über die Beule und meinte dann besinnlich: „Ein bißchen mehr Haare, und ich hätte überhaupt nichts gespürt.“

*

Der populäre Berliner Arzt Heim wurde von einem seiner Patienten, der durch glück-liche Spekulation schnell sehr reich geworden war, gefragt: „Wie kommt es, Herr Professor, daß man bei reichen Leuten so viele Gelehrte trifft, aber bei den Wissenschaftlern nur sehr selten einen Reichen?“

„Das ist leicht zu erklären. Der Gelehrte kennt den Wert des Reichtums. Er weiß ihn zu schätzen. Aber nur sehr wenige Reiche wis-sen, was Gelehrsamkeit ist.“

Als der berühmte französische Staatsmann Talleyrand, der durch seine diplomatischen Ränke gefürchtet war, starb, und sich die Nachricht von seinem Tode im Diplomatischen Korps verbreitete, rief der Gesandte einer fremden Macht am französischen Hofe aus: „Wer weiß, was der gerissene Talleyrand nun damit wieder bezweckt.“

A

Das Kind

Die Vorstellung, di nen auch heute noch naren hat, ist zum gr ständig und primitiv kommen, daß in den noch immer mittelalt wie Weltfremdheit d Abgeschlossenheit vo Lebensweise mit üb auferlegten Entbehr-

Daß natürlich in ei dienst und die Reli gepflegt werden liegt Daß aber die meisten vor allem auch in D aufgeschlossen sind, i immer unbekannt. U weiß der gewöhnliche Leute sind, die sich d

Das Autofahren ist fü pater selbstverständli zeit macht vor

zum Christentum zu lich richtig, aber dar keiner Weise erschöp wichtige Kulturträ ge. In Urwäldern u lehren sie die Elng Christentum, sonder den Boden zu bestell sie unterweisen sie



Eine Feuersäule schoß aus der Südsee

Unvermutete Vulkanausbrüche gefährden die Sicherheit der Ozeanriesen

Mit völlig versengter Backbordseite ging in Honolulu der niederländische Frachter „Zeeren“ vor Anker. Kapitän und Mannschaft standen noch ganz unter dem Eindruck des gefährlichen Naturschauspiels, das sich ihnen beim Passieren der Enderbury-Inseln geboten hatte. Aus der keineswegs bewegten See schoß plötzlich eine riesige Fontäne, die sich schließlich unter Brodeln und Zischen in Wasserdampf verwandelte. Nach knapp einer Minute folgte eine mindestens achtzig Meter hohe Feuersäule, die regelrecht aus der Polynesischen See in den Himmel schoß und glühende Lava in weitem Umkreis in den Stillen Ozean schleuderte. Der an dieser Stelle 150 Meter unter der Wasseroberfläche liegende Krater Hollo des Hasting-Underpik-Vulkans war ausgebrochen.

Der Hasting-Underpik mit seinen sechs in unregelmäßigen Zeitabständen tätigen Kratern ist der größte unterseeische Vulkan der Welt. Echolotungen haben ergeben, daß er vom hier über 6000 Meter tiefen Meeresgrund sehr steil emporsteigt, so daß seine feuerspeienden Krater nur 150 bis 180 Meter unter dem Wasserspiegel liegen. Die Eruptionskraft überwindet diese Wasserbarriere glatt. Die unter gewaltigem Druck aus der unterirdischen Südsee hervorschießenden Vulkangase machen der glühenden Lava den Weg an die Oberfläche frei. Allerdings bricht die Feuersäule nach durchschnittlich zwei bis drei Minuten wieder in sich zusammen. Unter Kochen, Brodeln und Zischen schließt sich der Schlund, den der Ozean für dieses eindrucksvolle Naturereignis preisgibt.

Nur viermal befand sich ein Schiff bisher in der Nähe des Hasting-Underpik, als er den Ozean zum Kochen brachte. Der holländische Kapitän Wenzel von der „Zeeren“ befand sich bisher am nächsten am Ort des Ausbruchs. „Mit voller Kraft voraus, brachte ich das Schiff in Sicherheit“, berichtete er in Hawaii. „Hätte ich vorher den Kurs nur geringfügig geändert, wäre mein Schiff in der Feuersäule verbrannt. Die Lavamassen verletzten vier

Finanzberater für Eskimos

Die Eskimos, die in immer stärkerer Zahl auf den Flughäfen in Kanada arbeiten, werden nach dem üblichen Tarif bezahlt, aber sie wissen nicht, was sie mit dem Geld anfangen sollen. Um sie zum Ausgeben ihres Lohnes zu verführen, bieten gewissenlose Händler den Eskimos alte Regenschirme, Krawatten, Smokings und Schreibmaschinen an, obwohl die Söhne des Nordens keinerlei Verwendung für diese Gegenstände haben. Die kanadische Regierung stellte jetzt eine Gruppe Finanzberater zusammen, die die Aufgabe haben, die Eskimos in geldlichen Angelegenheiten zu beraten.

meiner Matrosen erheblich. Sie müssen vorerst auf Hawaii im Krankenhaus bleiben.“

Als sich die „Zeeren“ vom Ort des Ausbruchs entfernte, stand noch lange Zeit eine gewaltige Säule Wasserdampf wie ein Atompilz über den Enderbury-Inseln. Der Kapitän hat bei der Schiffsverkehrsbehörde von Hawaii beantragt, daß noch nichts unternommen worden ist, die genaue Lage des Hasting-Underpik-Vulkans in die Schiffskarten aufzunehmen. Seine Karte trägt nur den Hinweis „Unterseeisches Vulkangebiet“. Damit ist den Kapitänen aber nicht geholfen. Sie müssen in ihre Karten genau eintragen, daß sich dieser gefährliche Unterwasservulkan auf dem 169. Grad westlicher Länge von Greenwich und dem 6. Grad südlicher Breite befindet.

Das amerikanische Lotungsschiff „Christbelt“ führte vor Jahren mit drei namhaften Geologen an Bord an dieser Stelle Echolotungen und Meeresbodenuntersuchungen durch, die einwandfrei nachwiesen, daß der Hasting-Underpik bis auf weiteres noch zu den wenigen Unterwasservulkanen der Südsee zu zählen ist. Erst in voraussichtlich vierzig bis sechzig Jahren wird er seine Tätigkeit allmählich einstellen und vor den Wassermassen der Südsee kapitulieren; doch nur deswegen, weil dann sein Lavaherd vom Erdinneren her abgekühlt ist. So sagen die Wissenschaftler.

Das Gebiet der Enderbury-Inseln wird auch die Region der auftauchenden Inseln genannt. Der Hasting-Underpik und die in seiner Umgebung ziemlich häufigen Bewegungen des Meeresbodens tragen dazu bei, daß jährlich bis zu vier kleine Vulkaninseln an der Oberfläche der Polynesischen See erscheinen und nach 24 Stunden bis 60 Tagen wieder versinken. Die entstehenden Strudel haben unter den Fischerbooten der Eingeborenen bereits häufig Opfer gefordert. Doch nur wenige wurden Zeugen eines so gewaltigen Ausbruchs, wie er sich der Besatzung der „Zeeren“ offenbarte, die im Hafen von Hawaii die Backbordseite ihres Schiffes neu streichen mußte.

Das Fleisch ist Argentinien's Gold

Straßenverkehr als Kampfsport – Von Pampa-Romantik träumen nur die Städter

Buenos Aires – „Stadt der guten Lüste“ – ist die größte Stadt der südlichen Hemisphäre. In der sechs Millionen Menschen leben und deren Fläche dreimal so groß ist wie die Berlins. Für die Portenos, wie die Bewohner Buenos Aires' genannt werden, ist ihre Stadt die der Superlative, und die Banco de la Nación gilt eben als die größte Bank der Welt. Und das Teatro Colon ist das größte Opernhaus der Welt. Ob wahr oder nicht, übertrieben wirkt hier alles: die Stadt, die Menschen, das Wetter.

Die Argentinier sind Individualisten, und individualistisch ist auch der Straßenverkehr. Zwar heißt es rechts vor links, doch derartige Verordnungen bedeuten Eingriffe in die persönliche Freiheit, und so fährt jeder sein Auto, wie es ihm gefällt und entsprechend seiner Nervenkraft. Immer wieder hat man das Gefühl, die Argentinier fassen den täglichen Straßenverkehr als Kampfsport auf. Man möchte meinen, sie seien sich zuweilen gar nicht bewußt, daß sie die Zügel der Pferde längst mit dem Steuer eines Autos vertauscht haben. Kein Wunder; denn allen ist die Lei-

jeden Quadratkilometer bundesdeutschen Bodens, keine 7 Argentinier müssen sich auf gleichem Raum bescheiden. Argentinien ist der südlichste Staat Südamerikas, mit einem Fuß in der Antarktis und dem anderen in der Pampa, die beginnt, sobald man Buenos Aires verlassen hat. Baumlos, kahl, eben, nur unterbrochen von endlosen Zäunen, die sie in unzählige Rinderkoppeln aufzuteilen scheinen. Und jene Städter aus Buenos Aires sind es, die die Pampa romantisieren, von ihr verkürt als „la pampa“ sprechen. Von deren Bewohnern, den Gauchos, aber behauptet man, sie seien die echten, die wahren Argentinier und nicht jene Masse Mensch in den überquellenden Straßen von Buenos Aires. Argentinien ist von europäischen Vorstellungen weit entfernt und auch weit entfernt von Sombros, Sambakugeln und dunkelhäutigen Señoritas. Europäische Maßstäbe sind nicht zu übertragen. Hunderttausend Hektar Landbesitz und mehr sind keine Seltenheit und zehn-, zwanzig-, dreißigtausend darauf weidende Rinder nichts sonderlich Erwähnenswertes. Warum auch, wo über 40 Millionen Rinder, 50 Millionen Schafe und 7 Millionen Pferde die endlosen Weiten dieser Pampa beleben. Das Fleisch ist gleichsam Argentinien's Gold.

Daß dies Gold nicht unerschöpflich ist, beweist die jüngste Vergangenheit. Diktator General Juan Perón versprach den Argentinern aus ihrem Land das fortschrittlichste zu machen. Er industrialisierte, organisierte, nationalisierte und... ruinierte, und nur etwa 60 Prozent der Rinder überlebten Peróns Fortschrittsbemühungen. Argentinien auf, was es exportieren sollte. 1919 gingen etwa 65 Prozent der Fleischproduktion in den Export, 1939 waren es noch 40 Prozent, und 1958 blieben ganze 13 Prozent übrig! Perón hatte zum Wohle seiner Heerscharen jener „desemcasados“ – den Hemd- und Besitztlosen –, propagandistische Zwangspreise festsetzen lassen, Preise, die es zwar jedem ermöglichten, den Morgen echt argentinisch mit einem Bife, einem Steak auf dem Teller, zu beginnen, die darüber aber die Rinderzucht völlig unrentabel werden ließen und zum Ruin führten. Riesige Herden wurden geschlachtet und in einer wahrhaft übertriebenen Fresserei im eigenen Land verbraucht. Erst als die neue Regierung mit Schrecken erkannte, daß diese Rinderbestände des Landes, sein noch immer wichtigster Reichtum, gefährlich zusammengeschrumpft waren, besann man sich.

Noch lange nicht sind die alten Exportzahlen wieder erreicht. Die Rinder können nicht so schnell aufgezüchtet wie aufgegessen werden! Argentinien's Wirtschaftssorgen bleiben mit der Entwicklung seines Fleischproblems eng verbunden. So lange man nicht verbindet, daß die goldenen Rinder schon in eigenem Land zum Frühstück verspeist werden, wird keine befriedigende Lösung zu finden sein.



„Aha, hierhin ist die Scheibe verschwunden!“

denschaft für Pferde gemeinsam. Pferderennen und Fußball, das sind die beliebtesten Sportarten – und dazu das Wetter!

Dieses „teicho Argentinien“ wandelt seit Jahren am Rande des Ruins, eine noch heute für den Durchschnittsargentinier unfaßbare Situation. Perón mit seiner „hinreißen“ Diktatorin Evita verstand nur zu nachdrücklich, den Massen das Gefühl einzupflanzen, Argentinien sei der Mittelpunkt der Welt. Ueber den Mythos seiner eigenen Größe stolperte das Land, und die eben zur Übertreibung neigenden Argentinier fühlen sich um die ihnen zustehenden Rechte als „Führernation“ geprellt.

Argentinien ist elfmal so groß wie die deutsche Bundesrepublik. 212 Menschen teilen sich

Autofahren - Pflichtfach für junge Patres

Das technische Zeitalter macht vor Missionsklöstern nicht halt - Moderne Kulturpioniere in der Kutte

Die Vorstellung, die die Welt im allgemeinen auch heute noch von Klöstern und Missionaren hat, ist zum großen Teil falsch, unvollständig und primitiv. Wie könnte es sonst kommen, daß in den Köpfen vieler Menschen noch immer mittelalterliche Begriffe spuken, wie Weltfremdheit der Klosterinsassen, totale Abgeschlossenheit von der Welt, primitive Lebensweise mit übertriebenen, sich selbst auferlegten Entbehrungen.

Daß natürlich in einem Kloster der Gottesdienst und die Religionsübungen besonders gepflegt werden, liegt in der Natur der Sache. Daß aber die meisten heutigen Missionsklöster, vor allem auch in Deutschland, modern und abgeschlossen sind, ist vielen Menschen noch immer unbekannt. Und von den Missionaren weiß der gewöhnliche Sterbliche nur, daß dies Leute sind, die sich damit beschäftigen, Heiden

Handwerksberufen und bekämpfen zahlreiche Krankheiten. Vielseitigkeit ist das Zeichen der heutigen Missionare und deshalb gleicht ihr Leben in vielem dem der Farmer, Handwerker, Ingenieure, Forscher und Aerzte in unerschlossenen und fremden Gebieten, und es gebührt ihnen auch die gleiche Hochachtung, die die Menschheit schon immer den Kulturpionieren zollte.

Wenn die Missionare neben ihrem Priestertum nun auch noch in einer Vielzahl von Berufen tätig sein müssen, müssen die Missionsklöster natürlich auf diese Aufgaben entsprechend eingerichtet sein, und so gleichen sie in vieler Hinsicht großen Kolonialschulen, wo nicht nur die Landwirtschaft mit allen

Nebengebieten gelehrt wird, sondern wo die Missionare auch in einem oder mehreren Handwerksberufen ausgebildet werden, und wo das Autofahren als ebenso selbstverständliches Pflichtfach gilt wie Kisuaheli (die afrikanische Umgangssprache) und Arabisch. Hierzu ist eine ausgezeichnete Schulbildung Voraussetzung, die in den angeschlossenen Schulen vermittelt wird, deren Leistungen oft die weltlichen Schulen weit übertreffen. Da ein Missionar beinahe alles können soll, muß die Ausbildung so umfassend und so universal sein, wie nur eben möglich. Das Mittelalter ist aus den Klostermauern endgültig verbannt, und die Zellen sind weit geöffnet, den Geist der neuen aufzunehmen.



Das Autofahren ist für jeden jungen Missionspater selbstverständliche Pflicht – die Neuzeit macht vor Klöstern nicht halt.

Foto: Senckpiehl

zum Christentum zu bekehren. Das ist natürlich richtig, aber damit ist ihre Aufgabe in keiner Weise erschöpft, denn sie sind ebenso wichtige Kulturträger wie Zivilisationsbringer. In Urwäldern und Steppen ferner Länder lehren sie die Eingeborenen nicht nur das Christentum, sondern bringen ihnen auch bei, den Boden zu bestellen und Häuser zu bauen. Sie unterweisen sie in den verschiedenen



UNSER HAUSARZT BERÄT SIE

Kann zuviel Waschen schädlich sein?

Ist es nicht selbstverständlich, daß Wasser und Seife noch immer die Grundlage jeder Körperpflege sind? Gewiß, als Sie noch in der Sandkiste umhertollten, werden Sie nicht mit der Meinung Ihrer Eltern übereingestimmt haben, daß man sich zweimal täglich die Zähne putzt und beim Waschen nicht die Ohren vergißt. In diesem „Kleinkrieg“ sind Ihre Eltern Sieger geblieben, und Sie selbst sorgen jetzt dafür, daß Ihre Kinder genauso sauber aufwachsen.

Nun, es gibt auch andere Meinungen. So scheint es jedenfalls auf den ersten Blick, wenn man liest, was zu dieser Frage immer wieder in Zeitungen und Zeitschriften geschrieben wird: Kleine „Schmutzfinken“ sollen gesünder aufwachsen und weniger anfällig gegen Infektionen aller Art sein als andere Kinder. Der ständige Kontakt – so behaupten die Berichte – führe zu einer „Selbstimpfung“ gegen Krankheitserreger, denn nur der Organismus, der mit Bakterien in Berührung kommt, habe Gelegenheit, Abwehrstoffe zu bilden.

Gewiß, würde man ein Kind sofort nach der Geburt unter eine Glashaube stecken und es so keimfrei wie den Inhalt einer Konservendose aufziehen, dann würde es später der ersten Begegnung mit gewöhnlichen Grippe- oder Masernerregern zum Opfer fallen.

Auch bei gewissenhafter Pflege bildet der Körper ohnehin genug Abwehrstoffe, um widerstandsfähig zu werden. Oder wollen Sie es darauf ankommen lassen, daß Ihr Kind am Paratyphus erkrankt, weil es in der Mülltonne gewühlt und vergessen hat, sich vor dem Essen die Hände zu waschen? Denken Sie an die infektiöse Gelbsucht, gegen die sich

die Kinder sicher nicht immunisieren, wenn sie als kleine Schmutzfinken erzogen werden.

Und wie steht es mit primitiven Naturvölkern, wie sah es bei uns im Mittelalter aus? Die Säuglingssterblichkeit raffte jedes zweite Kind dahin, und die durchschnittliche Lebenserwartung war nicht größer als 25 Jahre. Sicher, wer infolge seiner robusten Konstitution diese Gefahren überstand, konnte in Gesundheit alt werden. Aber glauben Sie, daß dieses barbarische Ausleseprinzip nachahmenswert ist?

Nein, Schmutz ist bestimmt nicht gesund. Die Verfasser der immer wiederkehrenden Artikel wollen sicher auf die übertriebene Bakterienfurcht und auf die Gefahr, ein von Ansteckungskomplexen befallener Gesundheitsfanatiker zu werden, hinweisen. Aber man sollte auch nicht den Anschein erwecken, als ob „die kleinen Schmutzfinken gesünder leben...“ Leider steht die Bundesrepublik bezüglich der Säuglingssterblichkeit in Europa noch immer ziemlich an der Spitze, während sie den Rekord im Seifenverbrauch anderen Ländern überläßt. Sicher wäre es eine dankbare Aufgabe, hier die Zusammenhänge aufzudecken.

Dr. med. P.

die Kurzgeschichte

Dame mit Hut

Louella Thompson erwachte mit einem Schreckensschrei, richtete sich eine Sekunde lang starr in ihrem Bett auf und griff dann mit zitternder Hand nach ihrem Telefon, das griffbereit auf ihrem Teakholznachtisch stand.

„Dr. Wellington?“ verlangte sie. „Am Apparat. Mit wem spreche ich bitte?“ „Mit Louella Thompson, Doktor“, flüsterte Louella panikerfüllt. „Es tut mir leid, Doktor, daß ich Sie so mitten in der Nacht telefonisch überfalle, aber ich muß Ihnen einfach den entsetzlichen, den grauenregenden, den unsagbar schrecklichen Traum erzählen, den ich gerade gehabt habe. Ich muß mich jetzt jemand mitteilen, oder...“

Dr. Wellingtons Stimme strömte Ruhe aus. „Erzählen Sie mir Ihren Traum, Miß Thompson“, sagte er. „Ich habe gerade geträumt, daß ich...“, aus Louellas Brust kam ein ersticker Aufschrei, bevor sie weiterzählen konnte, „daß ich völlig unbekleidet, nur mit einem Hut auf dem Kopf, auf dem Broadway spazieren ging. Stellen Sie sich vor: völlig unbekleidet, nur mit einem Hut auf dem Kopf, Doktor! Es war Mittag. Der Broadway war schwarz von Menschen. Und alle starrten mich an. Alle! Ich schämte mich. Ich fing an zu rennen, zu rennen und zu rennen. Ich kam jedoch nicht vom Fleck. Es war... es war die Hölle, Doktor. Ich zittere jetzt noch.“ Eine kleine Pause entstand. Dann hauchte Louella: „Was meinen Sie dazu, Doktorchen? Sie kennen mich doch.“

Eine kurze Weile meinte Dr. Wellington gar nichts.

„Miß Thompson“, murmelte er dann. „Ich hoffe, Sie haben Vertrauen zu mir. Schließlich bin ich schon seit dreizehn Jahren Ihr Psychiater. Schließen Sie jetzt die Augen, blicken Sie tief in Ihr Seelenleben hinein und geben Sie mir dann ganz spontan Antwort auf die Frage, die ich Ihnen jetzt stellen werde.“

„Okay“, seufzte Louella. „Ich habe die Augen geschlossen. Fragen Sie, Doktor.“

Dr. Wellington gab seiner Stimme einen magischen Klang.

„Was hat Sie eigentlich daran gestört, daß Sie unbekleidet und nur mit dem Hut auf dem Kopf auf dem Broadway spazieren gingen, Louella?“ fragte er. „Antworten Sie. Antworten Sie ganz schnell.“

Und Louella antwortete ganz schnell: „Es war der Hut vom letzten Jahr.“



Mutter kauft einen Hut

Der Entschluß meiner Mutter, einen Hut zu kaufen, kam für mich ebenso überraschend wie für sie. Sie wurde von ihm überwältigt Überraschend war auch der Ort, an dem dies geschah; nicht etwa vor dem häuslichen Spiege' oder der Auslage eines Hutsalons, sondern vor dem Schaufenster eines Haushaltesgeschäfts. Meine Mutter vermißte in unserer Küche eine ausreichend große Bratpfanne und wollte diesem Mangel abhelfen. Wir blickten aus Türme aus übereinandergestellten Kochtöpfen, Tiegeln und Bratpfannen, als meine Mutter die Hand über die Augen gelegt und leicht vom Fensterglas zurückleugte, plötzlich die überraschenden Worte sprach: "Mein Hut ist unmöglich, findest du nicht auch?"

Ich hatte meine Gedanken auf eine Bratpfanne konzentriert — für einen Mann ist das ohnehin schon nicht allfänglich — und nun diese überraschende Wendung!

Die Bratpfanne auszuwählen, bedeutete keine Schwierigkeit. Wir entschieden uns schnell und eilten dann zu einem Hutsalon, der im ersten Stock eingerichtet war.

Ich glaubte, in ein Vogelhaus geraten zu sein, in dem sich seltene Exoten zwischen Schachtelhalmen und Immergrün versteckt hielten. Die Modistin, eine ältere, sehr nervöse Dame, trat aus dem Unterholz ihrer Menagerie, lächelte mild und lud uns ein, auf zierlichen Hockern Platz zu nehmen.

"Ich möchte mir einen Hut kaufen", sagte die Mutter und setzte ein leichtes, aber bestimmtes "Ja" dazu, als wollte sie den Entschluß vor sich selbst noch einmal wiederholen. Die Dame zog einen zwischen tropischen Unkräutern geschickt versteckten, ovalen Spiegel hervor, entfernte dann Schleier und Kappe von Mutters Kopf und verschwand mit eiliger Beflissenheit in einem Nebengemach, aus dem das Knistern von Seidenpapier zu vernehmen war. Bald schon war die Dame wieder bei uns, gefolgt von einem hübschen, jungen Ding, das eine kleine Auswahl von Kopfputz bei sich trug.

Den Anfang wagte ein Hut, den ich mit einer Geburtstagstorte verglich, was mir den tadelnden Blick der Modistin einbrachte. Dieses Art wird gerade heute von älteren Damen bevorzugt, unterrichtete sie mich. Die Zeiten sind doch vorbei, da ältere Damen nur dunkle Hüte trugen. Meine Mutter schwieg und prüfte. Sie war bemüht, ihr Mienenspiel auf die-

sen Hut einzurichten. Ich beobachtete im Verlauf dieser Stunde, daß Hüte wie Regisseure Einfluß auf Mimik und Gesten ihrer Trägerin nehmen. Meine Mutter verwandelte sich unter ihnen in eine Fürstin, in eine Matrone, sie gab sich keck oder melancholisch, sah verschmitzt oder leidend drein, während die nervösen Finger der Modistin über ihrem Haupt zupften und formten.

Der Zweite Hut, der sich probeweise auf Mutters ergrauten Haar niederließ, war wie eine Ehrentribüne drapiert. Mutter versuchte wiederum, Mienenspiel und Pose auf dieses Türmchen einzurichten. Obwohl sie nie einem Pferderennen beigewohnt hätte hätte ich sie mir unter diesem Hut sehr gut auf einer Rennbahn vorstellen können.

"Nein", sagte sie nach schnellem Prüfen, dieser Hut ist unmöglich." Die Modistin entfernte eilig den geschmähnten Kopfputz und war rasch mit einem hellen, schlichten, aber kecken Hütchen zur Stelle, das meine Mutter um Jahre verjüngte.

"In meinem Alter setzt man kein Biskuitörtchen auf, Junge!" Die Modistin und ich widersprachen so heftig, daß über die Züge des lieben Gesichtes ein "Na eben, warum auch nicht!" huschte. Mutter war aufgestanden und paradierte mit zierlichen Schritten vor dem Spiegel auf und ab, wendete sich elegant seitab, um sich über die Schultern zu blicken, immer noch mit dem Lächeln um den Mund, das etwas bezaubernd Mädchenhaftes auf ihrem Gesicht aufleuchten ließ.

"Es ist ein Dior-Modell, gnädige Frau." Meine Mutter hörte das gern, der Klang dieses Namens berührte sie wie der Hauch eines Abenteuerers. Sie dachte jetzt an Paris, an die Seine und den Eiffelturm, und da sie diese Stadt nie mit eigenen Augen erlebt hatte, war die Verzauberung noch größer. "Champs Elysees", sagte sie mit einer Keckheit, die ich an ihr bislang nicht beobachtet hatte. Was keinem Jugendbildnis von ihr gelang. Zum ersten Male konnte ich mir Mutters Jungsein so gut vorstellen, daß ich geneigt war, sie mit "gnädiges Fräulein" anzusprechen, ich unterließ es, um den Hut zu retten.

Mutter blieb unschlüssig vor mir stehen. "Meinst du wirklich?" Natürlich meinte ich es so, wie ich es gesagt hatte. Vielleicht gehörte wirklich etwas Mut zu diesem Hut, aber wie ich sie so vor dem Spiegel sah, traute ich ihr den schon zu. Den Preis jedoch vertrieb den Hut von ihrem

Kopfe. "Das wäre ja sündhaft. Vater drehte sich ihm Grabe um."

Sie war wieder die Mutter, die ihren Kindern Bratpfannen kauft, die Enkel verwöhnt und sich daran erinnert, daß sie auch neue orthopädische Einlagen in die Schuhe braucht Und also suchten wir weiter Zwischen "nein, der wohl nicht" und "Nun, der ist doch reizend" verging der Rest des Vormittags. Die Hüte kamen, thronten für kurze Zeit auf Mutters Kopf und nahmen wieder Abschied.

Mit der verabschiedenden Zeit erlahmte die Kritikfähigkeit meiner Mutter, während die Modistin sich in noch größeren Eifer steigerte.

Ich sah mich gerade nach einem Aschenbecher um, als ich den dünnen Beifall klatschender Hände hörte. Die Modistin war wieder einige Schritte hinter die Mutter getreten und be-

trachtete deren Spiegelbild mit verzücktem Augenschlag. Ohne Zweifel war die Art ihres jetzigen Beifalls die Krönung ihrer Ueberzeugungskraft.

"Ich meine, gnädige Frau, ein Hut ist für uns Frauen doch keine Kopfbedeckung, er ist auch nicht Abschluß des Gesichtes, sondern eine Art Überhöhung. Und darum, gnädige Frau, finde ich, daß Sie mit diesem Modell gut geraten sind. Es ist modisch, schick, elegant — alles in allem: Es steht Ihnen ganz eigenartig".

Ich sah auf den ersten Blick, daß Mutter wieder das Barett trug, mit dem sie vorhin den Salon betreten hatte. Die Modistin, auf diesen Irrtum aufmerksam gemacht, hob sich auf die Zehenspitzen und konnte einen, spitzen Schrei nicht unterdrücken.

Eine Fortsetzung des Hutkaufes war nicht mehr möglich. Als ich Mutter die Treppe hinunterführte, dachte ich, daß sie doch den Dior hätte wählen sollen, denn das Lachen verjüngte sie um Jahre.

Haus zu verkaufen

Ich war mein Haus leid geworden. Mich störte an allen Ecken und Kanten etwas, außerdem gefiel mir die Lage und die Umgebung des Grundstückes nicht mehr. Ich ging deshalb zu dem Häusermakler A. Pfennix.

"Guten Tag. Ich möchte mein Haus verkaufen! Ich hörte, daß Sie solche Vermittlungen übernehmen."

"Ja, das stimmt! Aber ich müßte das Haus vorher sehen".

Wir fuhren gleich zu meinem Haus hinaus das in der Vorstadt lag. Ich zeigte Herrn Pfennix Haus, Hof und Garten, während er neugierig in alle Winkel guckte.

"Was soll das Haus kosten?" fragte er.

"Ja . . . ich dachte . . . fünfzigtausend Mark!"

"Hm, das geht. Für den Preis finde ich wohl einen Käufer. Gut! Ich übernehme die Angelegenheit!"

Wir vereinbarten die Vermittlungsgebühr und setzten den Vertrag auf.

Ich kramte mein Handwerkzeug hervor und zog Schrauben an, entfernte Nägel aus den Wänden und besserie aus, was nicht in Ordnung war.

Schon am übernächsten Tage fand ich unter „Immobilien" folgende Anzeige in der Zeitung:

Wunderschönes Einfamilienhaus mit großem Garten ist in vornehmer, ruhiger Gegend zu verkaufen. Es liegt fünf Minuten vom Bahnhof und sieben Minuten vom Omnibus entfernt. Es gibt keine Fabriken in der Nähe, dafür ausnahmslos freundliche Nachbarn ringsum. Der Stadtwald und Parkanlagen reichen fast bis ans Haus heran. Der Preis beträgt nur 50 000 DM! — A. Pfennix . . .

Ich ließ die Zeitung sinken und dachte nach: wunderschönes Haus? vornehme Gegend . . . ? Bahnhof u. Omnibus in der Nähe . . . ? keine Fabriken . . . ? freundliche Nachbarn Stadtwald . . . ? Parkanlagen . . . ?

Ich erhob mich, besichtigte Haus und Garten genauestens und fand sie gar nicht so schlecht. Sodann ging ich mit der Uhr in der Hand zum Bahnhof und zur Bushaltestelle: Die angegebenen Wegzeiten stimmten. Dazu kam, daß ich unterwegs wirklich kaum ein Geräusch hörte. Auch Fabriken konnte ich keine entdecken dafür sah ich hier und da Parkecken

mit grünen und roten Bänken und hinter der Schillerstraße die Bäume des Stadtwaldes.

Zwanzig Meter vor meinem Hause blieb ich stehen und klingelte kurzentschlossen bei Dr. Maiher. "Verzeihen Sie bitte die Störung, Herr Doktor! Würden Sie vielleicht so freundlich sein, mir Ihren Rasenmäher einmal auszuleihen? Meiner ist leider kaputt", sagte ich.

"Aber natürlich, Herr Nachbar", sagte Dr. Maiher freundlich, "kommen Sie bitte herein!" Er holte den Rasenmäher und wollte mich gar nicht wieder verlassen. "Spielen Sie vielleicht Schach?"

"Ja, ein wenig!" gab ich zu. "Aber dafür möchte ich lieber ein anderes vorbeikommen!"

Dr. Maiher geleitete mich hinaus und winkte mir nach.

Auch die zwei anderen Nachbarn — die ich unter ähnlichen Vorwänden aufgesucht hatte, obwohl ich sie so gut wie gar nicht kannte — waren sehr freundlich und zuvorkommend.

Am nächsten Morgen rief Herr Pfennix an und teilte mir mit, daß er einen Interessenten habe.

"Ich wollte Sie gerade anrufen", sagte ich. "Kommen Sie doch bitte einmal zu mir her, aber vorerst ohne den Interessenten!"

Eine halbe Stunde später traf der Makler ein. "Was gibt es denn so Wichtiges? fragte er gleich an der Tür.

"Ich möchte Ihnen nur sagen, daß ich mein Haus nicht verkaufen werde . . ."

"Aber warum denn nicht? Wir haben doch alles genau festgelegt! Ich habe auch schon den ersten Interessenten! Und wenn der Mann das Haus nicht nimmt . . ."

"Sie bekommen Ihre Provision auch so! Sie haben also keinen Schaden dadurch."

"Ja, natürlich, aber sagen Sie mir doch bitte eins: Was hat Sie so plötzlich umgestimmt?" fragte er.

"Das will ich Ihnen sagen: Ihr Angebot in der Zeitung war so eindrucksvoll, daß ich nachdenklich wurde. — Ich verglich den Text mit der Wirklichkeit und stellte fest, daß Sie völlig recht haben. Mein Haus ist genau das, was ich seit Jahren suche..."

gen; der arme Teufel war nicht zu Bewußtsein gekommen.

Er rief bei Jones an, um zu ren, was der von der Sache hielt. Er befürchtete hatte, war die Le besetzt. Jones schlief um diese und hob gewöhnlich den Hörer bevor er sich hinlegte.

Natürlich konnte er die Erklärung vorschieben. Aber um diese Zeit kein Mensch mehr in Turners den er hätte anrufen können. Er rechnete mit ihm. Donner brachte der Kassierer kein Geld Bank, weil er am Freitag die W. löhne auszahlen mußte. Das dreißigtausend Dollar oder mehr, gend jemand hatte es auf die 300 tausend abgesehen, wollte kein Blutvergießen. Deshalb der ruf!

Er versuchte noch einmal, Jones anzurufen; aber Jones blieb also kein anderer Ausweg, die Polizei verständigen. Auf Wege zu Turner kam er an der che 27 vorbei. Er wollte mit den ten sprechen, auch wenn sie ihn lachten.

Der Sergeant kaute Kaugummi.

Evans erzählte von den dreißig send Dollar und dem Anruf.

"Okay", sagte der Sergeant, ser Streifenwagen wird einen auf das Haus werfen."

Evans fragte, ob er nach Hause hen könnte.

Der Sergeant hörte auf, Kaugu zu kauen, und schüttelte den

"Klar, daß Sie zur Arbeit müde sonst fliegen Sie doch noch Mensch!"

Das Bürohaus von Turner liegt der Burnaby Street, nicht gerade gelegen, aber in einer dunklen Nebenallee ist der Highpark. Bei der Nebel geht kein Mensch im park spazieren! Es gab kein Versteck als den Highpark im Nebel.

Evans blieb vor dem Haus stehen bis ein Auto vorüberfuhr und

Bellen eines Hundes auf der ande Straßenseite ihm Mut machte.

schloß die Tür auf und befehlte das Licht einzuschalten. In der

hülle war es erträglich warm.

große Uhr, die die Zeitkarten Arbeiter stempelte, tickte laut.

Alarmanlage war intakt, die Taschenlampe, die einen Strahl

wie ein Autoscheinwerfer stand, dem Bord über dem Eingang.

dem er sich davon überzeugt hatte, daß das Telefon funktionierte, na

er an der Heizung Platz und kämpf mit dem verbliebenen Rum

Erkältung an.

Als er sich ausgeruht hatte, un nahm er den ersten Rundgang.

Lichtkegel der Taschenlampe wandte ihm voraus die Treppe hinauf

über den Korridor des ersten Stock. Bei Nummer 121 blieb er stehen

rüttelte an der Tür und überzeu sich davon, daß die dreißigtaus

Dollar oder mehr gut verscholen waren.

Am Ende des Korridors blickte aus dem Fenster auf den Highp

Die Bäume lagen im Nebel erru die Laterne, die am Eingang d

Park gebrannt hatte, war erlosch

Evans glaubte, einen Luftzug verspüren. Die Putzfrauen hatten

2. Stock ein Fenster aufgelassen, kam öfter vor.

Er wollte gerade hinaufgehen, er über sich Schritte hörte.

stand am oberen Ende der Tre Evans schaltete die Taschenlampe

und preßte sich an die Wand. Kerl kam die Treppe herunter

blieb vor 121 stehen. Evans wie er den Türdrücker hinab

und wieder hochspringen ließ. einer Weile kamen die Schritte

ihn zu. Evans stürzte ans Fen aber der Fremde schoß ihm

seiner Taschenlampe ins Gesicht, daß Evans die Hände vor die Au

reißen mußte.

"Mensch, was machst du hier Es war Jones Stimme.

"Ich hab' doch angerufen, du nicht kommen sollst, du bist p

den Tod erkältest."

"Das bißchen Dienst mach schon", meinte Jones.

Sie gingen zusammen nach Evans bot ihm Rum an, er ließ

die ganze Flasche zurück und me sich auf den Heimweg. Jones

recht, er war wirklich stark er

Die Dame an meinem Tisch

Ich saß allein in einem kleinen Cafe und beobachtete die Leute, die in meiner Umgebung Platz nahmen. Plötzlich erlebte ich eine angenehme Ueberraschung. Der Kellner führte eine Dame an meinen Tisch. Ich betrachtete sie gründlich. Sie mochte etwa Ende Dreißig sein, besaß ein sympathisches Profil, eine gute Figur und war einfach, aber geschmackvoll gekleidet.

An der gegenüberliegenden Seite des kleinen Tanzparkettes bemerkte ich einen stattlichen Vierziger, der meiner Dame ganz besondere Aufmerksamkeit schenkte. Als meine Dame in seine Richtung blickte, lächelte er sie an. Die Dame erwiderte sein Lächeln. Nach einer Weile erhob sich der Herr, begab sich zu dem Ausgang und kehrte mit einer in Zellophan gewickelten Orchidee zurück. Wieder an seinem Tisch angelangt, schrieb er etwas auf die Rückseite der Speisekarte. Dann rief er den Kellner, der die Blume nebst Speisekarte meiner Nachbarin überbrachte. Die Dame las die Zeilen und brachte mit einem kleinen Kopfnicken ihre Zustimmung zum Ausdruck. Der Herr stand auf, begab sich zu meiner Dame und stellte sich vor.

"Es ist liebenswürdig von Ihnen, daß Sie mir gestatten an Ihrem Tisch Platz zu nehmen", hörte ich ihn sagen. "Wenn man so allein sitzt, ist es sehr langweilig."

Ich sah, wie der Oberkellner die neuen Freunde beobachtete und glaubte, er würde dem ausgereiften Schwärmer sagen, daß er für seine

Anbändeleien eine andere Gaststätte wählen möge.

"Ich habe Sie schon öfters in der Stadt gesehen", sprach der Mann weiter. "Aber ich wußte nicht, wie ich mich Ihnen nähern sollte." Die Dame lächelte.

Der Kellner erschien mit einer Flasche Wein und entfernte den Korken. "Das ist eine sehr gute Marke", sprach unser Romeo. "Für diesen außerordentlichen Anlaß doch gerade gut genug, gnädige Frau. Wollen wir auf unsere Zukunft trinken?"

Das Orchester begann eine Melodie von Franz Lehar zu spielen. Der

Er lächelte nachsichtig: "Das dauert schon eine hübsche Weile. Immer an demselben Abend im März kommt

der Herr zu uns und ein wenig später die Dame. Es geht dann immer dasselbe vor sich. Schon seit dem Jah-

Herr erhob sich, verbeugte sich noch einmal und bat die Dame um einen Tanz. Als ich die beiden tanzen sah, mußte ich zugeben, daß sie auf dem Parkett eine gute Figur abgaben.

Als ich aufbrach, konnte ich meine Verwunderung über dies merkwürdige Verhalten meiner Tischnachbarn fenubdaAAak-uaRm bbb umlhwnnm dem Kellner gegenüber nicht verhehlen.

re 1946 machen sie auf dieselbe Art und Weise ihre Bekanntschaft. Sie bestellen auch immer den gleichen Tisch Einmal fragte ich den Herrn, aus welchem Grund. Er erwiderte mir: „Damit wir jung bleiben!“

"Seine Frau", antwortete der Kellner einfach.

ST.

Die St. Vithar Zeitung
donnerstag, den 25. Februar
und Spiel". „Frau und

Nummer 22

ENG-AMSTER TAGE:

Abschaffur am

Wenn den Empfe
getrogen wird, kö
dem in den Vertrö

ve

Brüssel, in Brüssel sind
ENG-Minister zu einer Tag
morgengetreten, in dem V
Mitsprachen zum Abbau d
Zusammenhang innerhalb d
samen Marktes gestanden w
len. ENG-Kommissionen
Walter Hallstein trat dafür
letzen Schranken bis zum
1966 zu beseitigen, um 3
Jahren Vorprung auf der
samen Terminbänder die
union zu verwirklichen. (V
ner—ENG-Komplexen Ziel
und seit 1958 noch vierst
über gelieben.)

Die Minister haben büh
Außenangelegenheiten, I
es sah nicht um einen re
Vorschlag handelt, nicht St
nehmen. Hallstein sprach i
dlich zu dem vor vie
gen von Bundeswirtschaft
schmück gemacht. Vorst
1. Januar 1965 den im
alten Zeit um zwanzig
vorgesehen zehn Prozen
ten. Würde der deutsche
angenommen, dann bilde
nächsten Jahres vom ihr
samen Zollgefüge noch zw
zwei. Diese zwanzig Bi
ründe Hallstein bereits z
nur 1966 abtragen, zum
nicht sich dem anderen
wenden könnten, wie di
samen Handels- und Währ
Gleichzeit könnten die "S

Auschn

Frankfurt. Einen erschüt
nicht über das Leben im
Montagen gab der 60jäh
Aust Wolken im Frankfur
Frankfurt, Wolken, die als
Auschwitz verschleppt wa
Häftlingsarzt im Querschnitt
lagte als erster Zeuge aus
nen Wolken war das
Auschwitz auch ohne Zuh
Bewacher eine Hölle auf E
9er, Not und Todesqualen
zum Alltag der Häftlinge.
ge 35-Monatsmaschine di
Häftlingen bezeichnete d
eine "Todesmaschine", die n
genommen wäre, wenn
zahnwunde zu ihrer Bed
ne gefunden hätten. Darü
die Schuld der 22 Angeklä
blichen, selbst wenn sie ni
del hätten.

Im Auschwitzer Quart
waren, wie Wolken sich
Böschungslagen untergebr
Wunden der Kranken w
einer Einzelzelle behau
mit Kreppepapier verbunden.
ien mußten die Leichen in
pelzigste hinausgetragen w
sie eingezählt wurden, d
man sie auf einen Lastk
fahr sie fort.

"Unvergleichbare Trag
"Ratten fraßen nicht m
während auch Schwerkrän
nützte der Zeuge weiter,
den der kranken Häftlinge
von schweren Mühsandlun
ten und von der Arbeit, Au
nen während die Furunk